

Isaak Iselins Jugend- und Bildungsjahre

Autor(en): **Schwarz, Ferdinand**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **101 (1923)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Isaak Iselins
Jugend- und Bildungsjahre.

Von Ferdinand Schwarz.

101. Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1923.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Inhalts-Anzeige der früheren Neujaarsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

* bedeutet vergriffen.

- *I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burckhardt Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
- *III. 1823. (Sanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- *IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- *V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- *VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- *VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- *VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheit Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
- *IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- *X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- *XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- *XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- *XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
- *XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- *XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappentkrieg im Jahr 1594.
- *XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- *XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- *XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- XXII. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- *XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
- *XXIV. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
- *XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- *XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- *XXVII. 1849. (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
- *XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- *XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- *XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
- XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adalbero und Ortlieb von Froborg.
- *XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
- *XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- *XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- *XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
- *XXXVII. 1859. (Bisler, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
- *XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft 1349—1400.
- *XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Österreich und dem Adel.
- *XL. 1862. (Hagenbach, R. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.
- *XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
- *XLII. 1864. (Burtorf, R.) Basel im Burgunderkriege.
- *XLIII. 1865. (Bisler, W.) Der Schwabekrieg und die Stadt Basel. 1499.
- *XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
- *XLV. 1867. (Burtorf, R.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
- *XLVI. 1868. (Hagenbach, R. R.) Johann Decolampad und die Reformation in Basel.

Frühere Jahrgänge der Neujaarsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen bei Helbing & Lichtenhahn, Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40.



Isaak Iselins Jugend- und Bildungsjahre.

Von Ferdinand Schwarz.

101. Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1923.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Staat-Stellung
Jugend- und Bildungslehre

Von Ferdinand Schölerer

101. Schuljahr

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und Künste

1925

Vorwort.

Ich hatte ursprünglich den ehrenden Auftrag, Leben und Wirken des Basler Rat-
schreibers Isaaß Iselin (1728—1782) für das Neujahrsblatt 1923 zu schreiben,
mußte aber auf eine so umfangreiche, auf einen Jahrgang beschränkte Arbeit
verzichten und mich mit der Behandlung seiner Jugend- und Bildungsjahre begnügen.

Ich weiß wohl, daß eine halbe Biographie ein unvollkommenes Werk ist; ich tröste
mich aber mit der Hoffnung, daß in absehbarer Zeit, vielleicht anläßlich seines 200. Geburts-
tages (7. März 1928), die zweite Hälfte von bewährter Hand nachfolgen wird. Zudem ist
man im allgemeinen über Iselin, namentlich durch Miaskowski, ziemlich gut unterrichtet.

Was uns bis heute fehlt, ist eine zusammenfassende Darstellung seiner fast unbekannt
Jugendjahre, ohne deren Kenntnis niemals eine befriedigende größere Iselin-Biographie zu-
stande kommen wird.

Dieser schönen und dankbaren Aufgabe habe ich mich nun hier, hauptsächlich auf
Grund des Iselinischen literarischen Nachlasses (Tagebücher, Briefe, Abhandlungen etc.),
unterzogen und hoffe damit der Iselin-Forschung einen Dienst und meinen Lesern und Lese-
rinnen eine Freude zu bereiten.

Der Verfasser.



I.

Zu äußerst auf der linken Seite der St. Johannsvorstadt in Basel stand im Mittelalter eine Niederlassung der St. Antonierherren, kurzweg das „Klösterli“ genannt. Es kam nach der Reformation in Privathände und wechselte öfters den oder die Besitzer, denn es bestand später aus zwei Teilen, wurde auch vielfach umgebaut und im Laufe der Zeit immer wohnlicher eingerichtet. Im Jahre 1711 gelangte die eine Hälfte der Liegenschaft durch Kauf in die Hände des Obersten Christoph Burckhardt und seiner Ehefrau Maria geb. Fäsch. Am 21. August 1711 wurde hier Anna Maria Burckhardt (1711—1769), die Mutter Isaaß Iselins, geboren. Sie hatte noch zwei ältere Brüder, Isaaß und Christoph, die beide sehr jung in französischen, der jüngere auch noch in ostindischen Kriegsdienst getreten waren.

Am 31. März 1727 wurde die nicht viel mehr als 15 $\frac{1}{2}$ Jahre alte Tochter mit Christoph Iselin (1699—1748), dem ältesten Sohn des angesehenen und reichen Bandfabrikanten Hans Jakob Iselin und seiner Ehefrau Maria Elbs verheiratet. Aus dieser Ehe stammte Isaaß Iselin. Er wurde am 7. März 1728 im „Klösterli“ geboren und tags darauf ebendasselbst getauft. Als Paten figurieren im Taufbuch von St. Peter Melchior Müller und Hans Jakob Fäsch, J. U. C., als Patin Frau Maria Stöcklin geb. Huber. Über diese unglückliche Ehe, von der die Mutter Iselins später ihrem Sohn nach Göttingen schrieb: „Wenn ich daran denke, stehen mir die Haare zu Berge,“ will ich hier nicht viele Worte verlieren; sie wurde am 20. Juni 1729 nach langwierigen Verhandlungen vom Ehegericht gänzlich geschieden. Aber damit war die Sache noch nicht ganz erledigt, denn die Iselinischen Verwandten brachten sie vor den Kleinen Rat, so daß sich die definitive Erledigung noch um ein Jahr verzögerte. Zu allem Elend kam auch noch, daß die unglückliche junge Frau 14 Tage nach der Geburt ihres Sohnes ihren Vater durch den Tod verlor. Einigen Trost fand sie in der herzlichen Teilnahme ihres Bruders Isaaß, der ihr in einem Brief vom 2. Juli 1730 von Landau aus, wo er in Garnison lag, gratulierte, daß sie nun einmal aus dem großen Jammer und Verdruß herausgekommen war und sie versicherte, daß er dem Kinde ein treuer Beistand sein wollte. „Wenn ich das Glück habe, in dem Dienst zu bleiben, wie ich hoffen tue, so werde ich ihn gewißlich bei Zeiten zu mir ziehen. Je älter er wird, je mehr muß man ihn in dem Gedanken stärken, ein Soldat zu werden; aber laßt ihn nur nicht mit den andern Kindern auf der Gasse laufen, sonst tut er gerad nichts anders als nichts Gutes lernen.“ In dieser Hoffnung, aus seinem Neffen einst einen tapfern Soldaten zu machen, sollte sich der gute Onkel schmerzlich getäuscht sehen, denn sein Neffe huldigte lieber der Minerva als dem Mars.

Bedenklich war der grimme Haß, den man dem jungen Iselin gegen seinen Vater und die nächsten Iselinischen Verwandten, mit welchen sozusagen jeder Verkehr abgeschnitten war, einzulösen suchte. Glücklicherweise ließ sich Iselins menschenfreundliche Seele nicht zu sehr davon beeinflussen, wenn er auch viel darunter zu leiden hatte. Insbesondere zeigte er für seinen unglücklichen Vater, der von seiner eigenen Familie dem Elend preisgegeben wurde, die größte Teilnahme, die er allerdings im

„Klösterli“ nicht zu offen an den Tag legen durfte. Er bewahrte ihm nach dessen Tode im Jahre 1748 ein kindliches Andenken und suchte soviel als möglich seine Ehre nach außen zu retten. So schrieb er am 5. Oktober 1751 seinem Freunde Frey: „Mein unglücklicher Vater wäre niemals in das Elend geraten, wenn seine Verwandten nicht aus seinem Falle ihre eigenen Vorteile gezogen hätten. Er war allezeit mehr unglücklich als sträflich. Außer der allzustarken Neigung gegen das andere Geschlecht hatte er gar keinen Fehler seiner Familie an sich. Er besaß viel Verstand und eine edle Denkungsart. Er war weder niederträchtig [kriechend] noch geizig, noch falsch wie dieselben, und wenn er die Kunstgriffe, die sie gebrauchten, ihn zu stürzen, nicht für seiner unwürdig angesehen hätte, so wäre er vielleicht ihrer so leicht Meister geworden als sie ihm. Das „factum“ [eine von seinem Vater hinterlassene Verteidigungsschrift] ist nicht übel geschrieben, und wenn man ihn seiner Neigung hätte folgen und sich den Studien ergeben lassen, so zweifle ich nicht, daß er es weit würde gebracht haben.“ Man sieht aus diesen Worten, daß Iselin seiner Verwandtschaft väterlicherseits nicht viel Gutes zutraute. So schlimme Leute waren es aber doch nicht. Iselin schrieb diese Zeilen zu einer Zeit, als er mit ihnen wegen Erbschaftsangelegenheiten im heftigsten Streit lag, und in Geldsachen hört bekanntlich auch bei Philosophen die Gemütlichkeit auf. Es ist wahr: Iselin hatte von seinen nächsten väterlichen Verwandten, die Großmutter Iselin obenan, während seiner Jugendjahre wenig Gutes und Liebes erfahren, ja sein Onkel Dr. Johann Rudolf Iselin (1705—1779), der spätere Professor für Institutionen und Staatsrecht an der Basler Universität, war ihm eigentlich feindlich gesinnt und behandelte ihn von oben herab. Allerdings, als dann Iselin in Amt und Ehren stand, wußte er, wie man sagt, das Dekorum zu bewahren, aber zu einem herzlichen Verkehr ist es zwischen den beiden niemals gekommen; zudem waren sie politische Gegner.

Etwas besser war Iselins Verhältnis zu dem andern berühmten Onkel, dem Major und spätern Brigadier in französischen Diensten, Johann Jakob Iselin (1704—1772). Der „Herr Major“ und die „Frau Majorin“ sind uns ja schon längst durch den alemannischen Dichter Johann Peter Hebel bekannt, dessen Vater den „Herrn Major“ als Offiziersbursche auf seinen Kriegszügen begleitete und in der Dienstmagd der „Frau Majorin“ seine zukünftige Gattin kennen lernte. Iselin stellte sich, je älter er wurde, in bezug auf sein Verhalten zu seinen Iselinischen Verwandten auf den vernünftigen Standpunkt „man muß essen und vergessen“, so daß diese Familienstreitigkeiten im Laufe der Zeit zur Ruhe kamen. Wir wollen uns also lieber wieder den Bewohnern des „Klösterli“ zuwenden. Zum Troste seiner vereinsamten Mutter und Schwester kehrte der Hauptmann Isaaß Burckhardt, der seine langen Urlaubzeiten ohne Zweifel im „Klösterli“ zubrachte, im Jahre 1732 oder 33 definitiv aus dem französischen Militärdienst nach Hause zurück. Sein sympathisches und zugleich energisches Auftreten hatte ihm offenbar viele Freunde in Basel erworben; denn schon im Jahre 1728 wählte ihn die Rebleutenzunft zum Sechser und damit in den Großen Rat und 1732 zum Zunftmeister und damit in den Kleinen Rat. Im Jahre 1733 verheiratete er sich mit Salome Obrecht, der Tochter des gelehrten, aus Straßburg stammenden Dr. Tobias Obrecht und der Barbara Fäsch aus Basel. Er wohnte viele Jahre in der St. Johannvorstadt in der Nähe des Klösterli's, jederzeit bereit, den Bewohnern desselben mit Rat und Tat beizustehen. Da er keine eigenen Kinder am Leben hatte, konnte er sich um so eifriger um die Erziehung seines Neffen kümmern und im Notfall Vaterrechte vertreten, was dem oft unbotmäßigen Jungen nicht immer behagen mochte. Immerhin hatte er einen gewaltigen Respekt vor dem „Oncle Oberst“, welche Charge er im Jahre 1735 als Instruktor eines der beiden Regimenter der Landschaft erhalten hatte. Er war eine originelle Persönlichkeit, die mich vielfach an den berühmten „Onkel Bräsig“ in Fritz Reuters köstlicher Erzählung „Ut mine Stromtid“ erinnert. Nicht nur plagte auch ihn zeitweise das Podagra, nicht nur mißhandelte auch er die Fremdwörter und gebrauchte, um zu imponieren, allerlei seltsame, kühne Redensarten, sondern er hatte auch eine große Vorliebe und ein

nicht zu bestreitendes Talent, die liebe Jugend zu bemoralisieren. Seine militärische Art, seine Sarkasmen und Derbheiten waren ein notwendiges Gegengewicht für die etwas zu frauenhafte Erziehung im „Klösterli“. Wir werden noch genug von ihm hören.

Ungefähr im Jahre 1736 kehrte auch der Onkel Christoph, der „Oncle Hauptmann“, fast als ein Schiffbrüchiger aus Ostindien nach Hause ins „Klösterli“ zurück. Er spielte hier die Rolle eines Majordomus und nahm den beiden Frauen sehr viel Arbeit ab, trieb auch einen kleinen Handel, der aber nicht sehr prosperierte. Seine Schwester verehrte er fast wie eine Heilige und bemühte sich auch, bei seinem Neffen ähnliche Gefühle zu erwecken. Mitten in geschäftlichen Mitteilungen bricht er in einem Brief an den Neffen in Göttingen in die begeisterten Worte aus: „Per Parentesia muß ich dir auch dieses melden, daß du eine Mutter hast, derselbigen gewiß wenige zu finden; denn selbige lebt nicht für sich; denn alles, was sie nur sehen tut, daß sie dir kann eine Freude machen, das ist ihr Wille.“ Das wußte ihr Sohn sehr wohl und er bewies seiner „geliebten Frau Mutter“ zeitlebens die größte Verehrung und Dankbarkeit. Und als sie am 3. Juni 1769 starb, schrieb er in sein Tagebuch: „Mir starb die beste der Mütter, eine Frau, die ein Muster der Tugend gewesen und die zur Mutter gehabt zu haben, ich nicht würdig bin.“

In diesem Milieu in fast ländlicher Abgeschlossenheit, die er sein Lebenlang mit Leidenschaft liebte, gehegt und gepflegt von treuer Mutter- und Großmutterliebe ist Isaaß Iselin groß geworden und hat seine geistigen und moralischen Fähigkeiten in einer Weise entwickelt, wie das bei wenigen Sterblichen der Fall ist. Basel hat gewiß bedeutendere Gelehrte und praktischere Staatsmänner gehabt als den Träumer Isaaß Iselin, aber keinen bessern Menschen, Bürger und Patrioten, bei dem sich Verstand und Gemüt in so vollendeter Harmonie zum eigenen Wohl und dem seiner Vaterstadt, ja der ganzen Menschheit so innig verbanden. Schon seine Jugendfreunde, seine Lehrer, ja seine eigenen Angehörigen standen im Banne dieser einzig schönen Persönlichkeit. Er war der Trost und die Hoffnung seiner Mutter im Elend. Sie freute sich seiner glücklichen Entwicklung, hütete sich aber, ihre Freude zu laut an den Tag zu legen; vielmehr suchte sie ihre unendlich große Liebe zu ihrem herrlichen Sohn durch ein etwas rauhes Außere, das uns in ihren Briefen auffällt, eher zu verbergen. Sie hatte auch lange Zeit ein gewisses Mißtrauen, ob nicht am Ende die schlechte Welt diese schöne Blume zertreten werde. Vor allem fürchtete sie den Einfluß leichtsinniger Kameraden; denn er war gar zutraulich und hatte ein kindliches, harmloses Gemüt. Durch ihre schweren Lebensschicksale, die sie zeitlebens niemals aus ihrer Erinnerung verbannen konnte, war sie, wie übrigens auch ihre beiden Brüder, einem gewissen Pessimismus verfallen, für den sie nur in ihrer tiefen Religiosität ein Gegengewicht fand. Auch war im Wesen ihres Sohnes so manches, was er nicht von ihr geerbt hatte, und das ihr fremd und gefährlich für seine Zukunft vorkam. Er war ein Träumer und schon früh ein Versmacher; er schwärmte in seinen Gedichten für Freundschaft, Rebensaft, ja sogar für junge „Mägdgen“, wenn auch nicht so feurig wie sein damaliger Busenfreund Eglinger, der spätere Pfarrer zu St. Theodor. Da galt es also für die besorgte Mutter wachsam zu sein und vorzubeugen. Ein moralischer Defekt an ihrem Sohne hätte alle ihre Hoffnungen zerstört; und als sie durch ihn von den sittlichen Verirrungen Ramspecks, des spätern Basler Gymnasialarchen, während seines Aufenthaltes in Paris erfuhr, da schrieb sie ihm in ihrer Angst: „Wenn ich müßte Sachen hören, wie von Ramspeck oder daß du dich dem Wein ergeben, so wäre das mein Totenbaum.“

Iselin verbrachte die schönere und glücklichere Hälfte seines Lebens in diesem freundlichen „Klösterli“. Auch nach seiner Verheiratung im Jahre 1756 blieb er noch einige Zeit dort; hier wurde ihm am 30. Januar 1757 sein erstes Kind, sein ihm besonders liebes Töchterchen Helene, geboren. Es ist das einzige von seinen neun Kindern, das im Taufregister der Französischen Kirche eingetragen ist. Im November 1757 bezog er dann die ihm vom Kleinen Rat um 40 Basler Pfund jährlich auf Lebens-

zeit zugebilligte Staatswohnung im Schönauerhof in der Rittergasse, auf dessen Areal nunmehr die Untere Realschule steht. Im August 1765 siedelte er schließlich in das Haus seiner geliebten Frau Mutter über, die das „Klösterli“ Ende 1759 verkauft und dagegen das Haus „Unter der Linde“ auf dem Münsterplatz neben dem Haus „zur Kapelle“ erworben hatte. Hier lebte Iselin bis zu seinem Tode am 15. August 1782 und wurde im Kreuzgang des Münsters begraben.

Was ihm das „Klösterli“ so lieb machte, war das Gefühl der völligen Unabhängigkeit von der Außenwelt. „Wenn ich in meiner Studierstube sitze oder in meinem Garten spaziere,“ schrieb er seinem Freunde Frey am 1. Februar 1750, „so bin ich beinahe ein wahrhaft stoischer König und ein Herr der ganzen Welt. Alles, was ich sehe, gehöret mir, wenn ich es auf eine vernünftigeren Art brauche als die meisten derjenigen, die es wirklich besitzen. Ich bin unabhängig, und nichts ist im stande mir die Idee von meiner Größe zu benehmen. Ich denke alsdenn auf nichts anders, als wie ich mich auf meinem Throne festhalten wolle, und ich bin meistens so stolz, daß es mir unmöglich scheint, davon vertrieben zu werden. Allein ich gehe aus, in eine Gesellschaft oder an einen Ort, wo viele Menschen versammelt sind und in ihren Reden, ihren Geberden, in ihren Kleidern zc. ihre Größe spiegeln, und wo mir diese Sachen unmittelbar und gar zu lebhaft in die Augen stechen, die ich in meiner Studierstube und in meinem Garten oder auf einem einsamen Spaziergang aus der Ferne angesehen. Alsdenn höret meine Universalmonarchie auf; ich bin ebenso wenig ein König als der Prätendent [Jakob III. von England], und ich empfinde, was mir fehlt. Ich werde alsdenn böse über mich, daß ich meine ganze Herrschaft leichtsinnig vergebe, und daß ich alle schönen Projekte von meinem stillen, ruhigen, philosophischen und mehr als königlichen Leben von einem so kleinen Lüftgen der Eitelkeit über den Haufen werfen lasse.“

II.

Alle diese schönen Worte beziehen sich aber auf Iselins Jünglingsjahre und nicht auf seine eigentliche Kinderzeit, von der wir leider so gut wie nichts wissen. Sicher ist nur, daß Isaaß Iselin am 15. März 1742 in die Matrikel der philosophischen Fakultät der Basler Universität eingetragen wurde, also mit 14 Jahren, was durchaus normal war; denn diese Fakultät war damals hauptsächlich Vorbereitungsanstalt für die drei andern und ihnen im Rang und Besoldungen der Professoren untergeordnet. Erst im Jahre 1817 wurde diese Aufgabe dem neugegründeten dreiklassigen Pädagogium zugewiesen. Unter den neun ordentlichen Professoren glänzte als Stern ersten Ranges der berühmte Mathematiker Johannes Bernoulli I., und wenn Iselin sich später öfters über gänzlichen Mangel an höhern mathematischen Kenntnissen beklagte, so lag der Fehler nicht an seinem großen Lehrer, sondern an seiner schwachen Begabung für dieses Fach. Unter den übrigen ordentlichen Professoren interessieren uns hier noch Birr, Weiß und Thurneyßen, von denen später die Rede sein wird.

Neben den neun ordentlichen Professoren der philosophischen Fakultät gab es noch eine Anzahl außerordentliche und Privatdozenten (diese Bezeichnung wurde offiziell damals noch nicht gebraucht), die allerlei Kollegien, meistens zu Hause, lasen; so Birr lateinische Klassiker, Spreng über Dichtkunst und Verslehre, Thurneyßen noch als Lizentiat über Logik zc. Diese philosophische Fakultät, welche für alle Studenten obligatorisch war, beanspruchte in der Regel vier Jahre. Nach den ersten zwei Jahren erwarb man sich den ersten akademischen Grad, die Prima laurea, nach abermals zwei Jahren die Magisterwürde, welche zum Übertritt in eine höhere Fakultät berechtigte. Iselin erwarb sich beide Grade und trat im Wintersemester 1745 in die juristische Fakultät über. Die Professoren daselbst waren: Johann Rudolf von Waldkirch, Niklaus Bernoulli und an Stelle des am 31. August 1746 verstorbenen Johannes Tonjola Johann Rudolf Thurneyßen. Nach Schluß des Sommersemesters 1747 begab sich Iselin für ein Jahr nach Göttingen. Doch ehe wir ihn dorthin begleiten, wollen wir uns

etwas eingehender mit diesem langen Zeitraum seiner Studienjahre an hiesiger Universität von 1742—47 beschäftigt. Zum Glück sind wir nun hierüber schon viel besser aufgeklärt als über seine Kinder- und Knabenjahre.

Zunächst will ich hier einen summarischen Rückblick über diese Zeit geben, den Iselin selbst in einem Brief vom 8. Juli 1748 von Göttingen aus an seine geliebte Frau Mutter gethan hat. Er schreibt darin: „Ich habe aus einer Liebe zu den Wissenschaften dieselben freiwillig gewählt; aber man weiß, wie die Wahlen eines Kindes beschaffen sind: der Geschmack ist der oberste Richter, an den man sich in diesem Alter hält, und die Vernunft hat wenig Anteil an demjenigen, was man alsdenn unternimmt. Man sieht die rechten Absichten, die man bei seinen Handlungen haben soll, in diesem Alter gar nicht oder doch nur durch einen düstern Nebel ein. So ging es auch mir bei der Wahl meiner Lebensart, und so ging es mir auch bei der Wahl der besondern Arten von Studien, die ich mir vorgesetzt zu treiben. Die Ehr und der Geschmack unterschieden bei mir gleich die Sache zu Gunsten der römischen Literatur. Ich wollte mich auf eine Wissenschaft legen, bei der ich viel Vergnügen fände und zugleich diejenigen, die neben mir den Wissenschaften oblagen, übertreffen möchte. Die römische Literatur schien mir hiezu am bequemsten, und ich legte mich auch mit aller Macht darauf. Das Glück, das ich nachher hatte, eines der größten Männer in dieser Gelehrsamkeit, meines teuern Birren Schüler zu werden, feuerte mich noch mehr an, und ich trachtete auf alle Weise, mir die Lehre dieses großen Meisters zu Nutz zu machen. Mein Geschmack aber, den ich an dieser Wissenschaft fand, ob er sich gleich niemals verlor, schwächte sich nach und nach, und es war auch Zeit, daß ich anfang, mich auf andere Sachen zu legen, die in der Zukunft mir ebensoviel oder mehr nützen sollten als die römische Literatur. Ich hätte damals noch sollen auf die Philosophie denken; ich tat es auch, aber mit sehr schlechtem Fortgange. Ich hatte schon vorher mich in einigen Teilen derselben: der Logik und dem Rechte der Natur unterrichten lassen, aber von einem so schlechten Meister, daß es ein Mirakel gewesen wäre, wenn ich etwas Rechtes gelernt hätte. Ich erzürne mich allezeit über mich selbst, wenn ich daran denke, wie ich das armselige Zeug, das der damalige Lizentiat Thurneisen über diese Wissenschaften gesagt, bewundert habe. Ich verfiel hierauf auf die deutsche Literatur und fand an Herrn Spreng in diesem Stück einen ganz andern Mann als an Herrn Thurneisen in der Philosophie. In dem Alter, wo ich damals war, war es kein Wunder, daß ich mich der Poesie und der schönen Wissenschaft gänzlich ergeben; die Sinne und die Einbildungskraft sind bei den jungen Leuten von dem 16. bis 17. Jahre an bis ins 20. am stärksten und haben in derselben Leben, Studien und Beschäftigungen den größten Einfluß. Ich ergab mich also gänzlich der Poesie und den schönen Wissenschaften; denn diese schmeichelten meinen Sinnen am meisten und versprachen mir meinen Idealen am meisten Ehre. In meinen Gedanken hatte Spreng etwas mehr zu bedeuten, als alle diejenigen, welche Spreng in seinen Gedichten lobte, um sich des Hungers zu erwehren.

Ich hätte zu der Zeit, da ich mich mit Silbenzählen und Kritisieren beschäftigte, die römische Rechtsgelahrtheit erlernen sollen, aber ich hatte einen natürlichen Abscheu wider dieselbe. So schön, so klug, so weise diese Rechtsgelahrtheit an sich selbst ist, so schädlich und verderblich ist sie unter Staaten, für welche sie sich nicht schicket, und in deren sie eine Quelle von stetem Unheil und von tausend Ungerechtigkeiten ist und den Trötlern das schönste Mittel wird, die Parteien zu betrügen und die Richter, die meistens nichts davon verstehen, hinter das Licht zu führen. Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich nur an diese elenden Umstände der Gerechtigkeit denke.

Mit der römischen Rechtsgelahrtheit konnte ich mich also gar nicht vertragen und werde mich sobald nicht wieder mit derselben versöhnen. So sehr mich die schönen Wissenschaften von den gründlichen abgehalten, so bin ich denselben den großen Dank schuldig, und ich wollte nicht einen Augenblick minder Zeit darauf verwandt zu haben. Sie bilden den Geist des Menschen und inson-

derheit der jungen Leute, und ich muß bekennen, daß Horaz, Cicero, Boileau und die Marquise von Lambert, Haller, Hagedorn, Pope und andere in mir die Begierde, ein ehrlicher Mann zu werden und die Liebe zur Tugend am lebhaftesten rege gemacht haben, und daß dieselben mich zuerst gelehrt haben, meine Wollust darin zu suchen, ein dankbarer Sohn, ein aufrichtiger Freund und ein guter Bürger zu werden, und so sind doch die schönen Wissenschaften der Grund gewesen, warum ich endlich angefangen, mich um die gründlichste zu bekümmern, und deswegen fing ich an, mich auf die Sittenlehre und das Natur- und Völkerrecht mit Eifer zu legen [bei Professor Weiß], und auf diesem Punkt war ich eben vor einem Jahre, da ich von Hause verreiße.“

Als Ergänzung zu diesem Rückblick will ich noch eine Stelle aus dem ersten Brief Iselins, datiert vom 24. Dezember 1745 an seinen Freund Frey anführen, die seine Abneigung gegen das eigentliche Rechtsstudium bestätigt und zugleich den Beweis liefert, daß er schon im Wintersemester 1745 in die juristische Fakultät übergetreten war. Er schreibt nämlich: „Der verzweifelte Tribonian hat mir seit einiger Zeit so viel Verdruß gemacht, daß ich fast die Musen habe fahren lassen. Aber ich habe diesen guten Herrn samt seinem unartigen Chaos, dem sogenannten Corpus juris, auf eine Zeitlang beiseits gesetzt, außert daß ich noch täglich eine juridische Lection bei Herrn Weiß höre.“

Hier will ich ein Wort über die drei Universitätslehrer, Birr, Spreng und Weiß, welche den größten Einfluß auf Iselins Studiengang hatten, einflechten.

Anton Birr (1693—1762) hatte das Los so vieler Basler Gelehrten, jahrelang als Privatdozent und Präzeptor ein kümmerliches Brot zu essen. Erst am 15. Januar 1745 erhielt er endlich vom Los begünstigt die Stelle eines Professors der griechischen Sprache. Am 15. März 1745 trat er sein Amt an, und Iselin widmete ihm zu diesem glücklichen Ereignis eine Ode, die der verstorbene Oberbibliothekar L. Sieber anlässlich der Säcularfeier (1877) der von Iselin gegründeten Gemeinnützigen Gesellschaft in Basel für wertvoll genug hielt, durch den Druck bekannt zu machen. Es ist das älteste von den wenigen noch erhaltenen Gedichten Iselins, überhaupt gleichsam das erste Zeichen seines Daseins. Ich will von den zehn Strophen wenigstens die erste hieher setzen. Sie lautet:

Empfange hier, berühmter Lehrer,
Von einem deiner treuen Hörer
Ein deinem Ruhm gewidmet Lied.
Ein fremder Trieb stimmt meine Leier.
Ich fühl ein ungewohntes Feuer,
Das sonst nicht in mir geglüht.

Iselin als Dichter! Das wäre ein kleines Kapitel für sich, aber kein sehr dankbares. Iselin war so klug, bald einzusehen, daß auf diesem Gebiet keine Lorbeeren für ihn zu holen waren. Wir werden aber doch ab und zu etwas von seiner Muse zu hören bekommen.

Wir wollen lieber von Spreng reden. Johann Jakob Spreng, nach den Personalien seiner Leichenrede in der Nacht des 31. Dezembers 1699 geboren, aber auffallenderweise erst am 13. Januar 1701 im Taufbuch St. Alban eingetragen, gestorben den 24. Mai 1768 als Professor der griechischen Sprache an hiesiger Universität, war ursprünglich Theologe. Er zeigte schon früh eine dichterische Veranlagung, die er im Umgang des vortrefflichen aus Durlach stammenden, aber in Basel lebenden Dichters Karl Friedrich Drollinger (1688—1742), dessen Name in jeder bessern deutschen Literaturgeschichte zu finden ist, auszubilden suchte. Da Spreng in Basel keine Verwendung im Predigtamte fand, ging er lange Jahre ins Ausland, wo er zuletzt als Pfarrer in Ludweiler im Nassau-Saarbrückischen amtierte. Durch allerlei Schicksalsschläge gedrängt, wollte er wieder in seine Vaterstadt bleibend zurückkehren und stellte deshalb am 29. Juli 1741 an den Basler Kleinen Rat das Gesuch, ihm ohne Vorrecht, Rang und Einkommen den Titel eines Professors in der deutschen Poesie und Wohlredenheit zu bewilligen. Dieses billige Begehren leuchtete sowohl der darüber zu Rate gezogenen Regenz als dem Dreizehner- oder

Geheimen Rat ausnehmend ein, und schon am 2. August 1741 wurde Spreng vom Kleinen Rat zum Professor honorius in der deutschen Poesie und Wohlredenheit an der Basler Universität ernannt. Er trat sein Amt aber erst im Sommersemester 1743 an und zwar durch eine am 4. Juni 1743 im Doktorsaal im Münster gehaltene öffentliche Gedächtnisrede auf den ein Jahr vorher gestorbenen Dichter Drollinger. Gleich darauf gab er in einem stattlichen Bande dessen Gedichte zc. nebst seiner Gedächtnisrede und Ode im Druck heraus. Somit hatte sich Spreng für sein neues Amt sehr wohl eingeführt. Iselin besuchte also vom Sommersemester 1743 an dessen Vorlesungen und hatte ihm ohne Zweifel sehr viel zu verdanken, obschon er sich später nach Basler Art nicht immer als dankbarer Schüler erwies.

Andreas Weiß (1713—1792) war seit 1735 Professor der Sittenlehre und des Naturrechts an der philosophischen Fakultät der Basler Universität. Iselin war einer seiner eifrigsten Zuhörer, und als Weiß im Juni 1747 einen Ruf als Professor des Natur- und Völkerrechts an die Universität Leyden annahm, wollte Iselin seinen geliebten Lehrer dorthin zur Fortsetzung seiner juristischen Studien begleiten. Seine Familie war aber, hauptsächlich auf Abzehrung des Pfarrers Osterwald, gegen diesen Plan und entschied sich für Göttingen. Beide verließen fast gleichzeitig Basel. Iselin blieb mit Weiß von Göttingen aus in brieflichem Verkehr, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er sein Nachfolger an der Basler Universität geworden wäre. Auch nach Weißens Rückkehr in die Vaterstadt im Jahre 1773 hatte Iselin mit dem berühmten Gelehrten freundschaftliche Beziehungen.

Was endlich den böss hergenommenen Thurneysen betrifft, so muß man Iselins jugendliches Urteil über ihn nicht zu ernst nehmen; denn Joh. Rud. Thurneysen (1716—1774) war eine Leuchte der Basler Universität. Auch er mußte lange warten, bis er eine ordentliche Professur erhielt. Am bekanntesten machte er sich durch seine lateinische Festrede, die er als Rector magnificus anlässlich der 300. Jubelfeier der Basler Universität am 15. April 1760 im Doktorsaal des Münsters vor einer glänzenden Versammlung hielt. Iselin und Thurneysen waren einander nicht sehr sympathisch, und es klingt beinahe wie eine Ironie des Schicksals, wenn wir vernehmen, daß beim Festmahl in dem großen Saal des obern Colleg (dem ehemaligen Augustinerkloster und jetzigen Museum) der nunmehrige Ratschreiber Dr. Isaaß Iselin im Auftrage des Kleinen Rates dem Rector magnificus Thurneysen zu Händen der Regenz einen schönen Pokal mit einer zierlichen Rede überreichte, welche dieser nicht minder verbindlich erwiderte. Immerhin enthielt Iselins Rede die etwas böshafte Bemerkung, es möchte dieser Anlaß dazu dienen, der Basler Universität einen neuen Aufschwung zu verleihen.

Die obige Erwähnung Osterwalds gibt mir Gelegenheit, hier ein Wort von der Zugehörigkeit der Bewohner des „Klösterli“ zu der Französischen Kirche in Basel zu sagen. Viele angesehene Baslerfamilien gehörten damals, wie heute noch, dazu, ohne deshalb ihren Zusammenhang mit der Landeskirche aufzugeben, d. h. man besuchte den Gottesdienst in der Predigerkirche am Totentanz, ging auch zum heiligen Abendmahl, aber Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Leichenfeiern wurden mit seltenen Ausnahmen in der Landeskirche vollzogen. Es handelte sich also durchaus nicht um eine separatistische Bewegung; aber die Französische Gemeinde hatte in jener Zeit das Glück, zwei ausgezeichnete Geistliche zu besitzen, beide im gleichen Jahre 1710 gewählt: Jean Rodolphe Osterwald (1687—1763) aus Neuenburg und Pierre Roques (1685—1748), ursprünglich ein gebürtiger Franzose. Beide ergänzten einander vorzüglich und verstanden es, die zeitweise hervortretenden Gegensätze der Altbasler und der Zugewanderten auszugleichen. Roques war ohne Zweifel der bedeutendere, aber die „Burckhardtin“, wie sich Iselins Mutter nunmehr nannte, setzte ihr Vertrauen in Osterwald, welcher der beste und treueste Berater des Hauses war; zudem stand sie zeitweise mit der „Roquin“ auf gespanntem Fuß. Um so befreundeter war ihr Sohn mit Théodore Guillaume, dem jüngsten der drei Söhne Roques', die auch Theologen wurden. Durch die Französische Kirche ging damals ein freier

Zug, den die starre orthodoxe Staatskirche nicht kannte und der eine Verinnerlichung des Christentums erstrebte, die den Einfluß des Pietismus nicht verleugnete. In diesem Geiste wurde Iselin erzogen, und es ist gar keine Frage, daß er von früher Jugend an die Französische Kirche regelmäßig besuchte. In seinen Tagebüchern notierte er gewissenhaft seine Kirchenbesuche und machte dazu zum Teil sehr kritische Bemerkungen über den Pfarrer, die Predigt und über die anwesenden Zuhörer und Zuhörerinnen, insbesondere die jungen „Mädgen“, die er trotz seiner großen Kurzsichtigkeit merkwürdig deutlich zu unterscheiden wußte. Er war ein großer Bewunderer Osterwalds; weniger günstig lautet sein Urteil über Cellier, den Nachfolger Roques’.

Iselin hatte später einen ziemlich großen Einfluß auf die Entwicklung der Französischen Gemeinde, auch dann, als er nicht mehr in unmittelbarer Nähe ihres Gotteshauses wohnte, und obschon er niemals im Rat der „Anciens“ war. Das zeigte sich namentlich bei den verschiedenen Pfarrwahlen. So war die Wahl seines Freundes Théodore Roques im Jahre 1764 zum Nachfolger Osterwalds, die aber nicht sehr glücklich ausfiel, eigentlich sein Werk; bessern Erfolg hatte er mit Mouchon. Doch ich will hier keine Geschichte der Französischen Kirche in Basel schreiben, was Pfarrer Junod getan hat, sondern mich lieber wieder Iselins Studentenjahren in Basel zuwenden.

III.

Mit seinen schöngeistigen Bestrebungen hängt aufs engste zusammen seine Gründung der „Gesellschaft der schönen Wissenschaften“ in Basel. Den Ansporn dazu erhielt er von dem Kandidaten der Theologie Johannes Beck in Bern, mit dem er durch Spreng schon im Dezember 1744 in einen regen Briefwechsel gekommen war. Beck war ebenfalls ein Schöngeist und natürlich auch Dichter wie Iselin und Mitglied einer schöngeistigen Gesellschaft in Bern, die sich den vielversprechenden Namen „Bergnützte Gesellschaft“ beigelegt hatte. Ihr Vorsteher war Franz Ludwig Jenner, stud. jur., von dem später noch die Rede sein wird. Es handelte sich in diesem Briefwechsel, von dem leider nur noch die Briefe Becks vorhanden sind, welche im Berner Taschenbuch 1917 von Professor Bähler veröffentlicht wurden, um den Austausch und die gegenseitige Kritik ihrer poetischen Erzeugnisse. Nun war das erste Gedicht, das Iselin seinem neuen Freunde übersandte, eben die oben erwähnte Ode an Birr. Beck hatte zwar einiges daran auszufehen, aber im ganzen gefiel sie ihm doch ausnehmend wohl und noch mehr seiner Gesellschaft, der er sie vorlas. Sie war davon so entzückt, daß sie Iselin zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.

Nun hatte aber Beck schon in seinem ersten Brief vom 21. Dezember 1744 Iselin angefragt, ob es in Basel nicht möglich wäre, unter ein und andern jungen Liebhabern der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit eine Gesellschaft gleich der ihrigen und der „Wachsenden Gesellschaft“ in Zürich zu stiften. Die Antwort Iselins scheint aber hierauf nicht sehr ermutigend gewesen zu sein, denn Beck schrieb ihm am 23. Januar 1745 zurück: „Die Nachricht, so ich von Ihnen über die Schwierigkeiten, eine Pflanzschule in der deutschen Sprache in Basel aufzurichten erhalten, hat mich in der Tat betrübt, da es scheint, daß diese angesehene Stadt fast die einzige sei, welche die Barbarei der Schweizer im Ansehen der Sprache nicht zu verdrängen sich bemühet.“ Nun kam aber die gewünschte Gesellschaft in Basel doch zustande, ohne daß wir die nähern Umstände ihrer Gründung kennen. Es darf aber sicher angenommen werden, daß Iselin ihr Gründer war, denn am 22. Januar 1746 wurde sie von ihm als Vorsteher durch eine noch erhaltene Rede über den Einfluß der schönen Wissenschaften in die Glückseligkeit der Menschen eröffnet. Es ist eine Prachtleistung von unserm noch nicht achtzehnjährigen Basler Philosophen, wie er schon damals genannt wurde und für den Iselin-Forscher besonders wertvoll, weil sie das Leitmotiv aller seiner spätern philosophischen Schriften bildet, das er unermülich

bis zu seinem Tode der leidenden Menschheit hundert- und tausendmal zuruft: das Wort „Glückseligkeit“. „Die Glückseligkeit“, beginnt seine Rede, „dieser große, dieser erhabene Zweck, den durch die Kraft seines Wesens der Mensch mit einem unermüdblichen Fleiße zu erreichen trachtet, ist nichts anderes als derjenige Zustand der Seele, da sie eines wahren Vergnügens genießet. Dieses reizende Vergnügen entspringet allein aus der Betrachtung wahrer Vollkommenheiten. Wie größer, wie näher diese Vollkommenheiten mit uns selbst verbunden sind, wie lebhafter sie uns vorgestellt werden, desto ein empfindlicher Vergnügen erwecken sie in unserer Seele. Ich werde also, wenn ich die schönen Wissenschaften (Ich verstehe dadurch die Beredsamkeit und die Poesie, diese zwei würdigen Schwestern der edlen Weisheit.) in dem Gesichtspunkte, worin sie sich auf unsere Glückseligkeit beziehen, betrachten will, die Ehre derselben nicht nachdrücklicher verteidigen können, als wenn ich erweise, daß dieselben sowohl uns selbst vollkommener machen als unsern Geist mit den erhabensten Vorstellungen der außer uns gesetzten Vollkommenheiten erfüllen. Und was ist leichter als dieses?“

Über das Leben und Treiben dieser Gesellschaft wissen wir leider sehr wenig. Anfangs marschierte sie, wie es scheint, ganz gut, obschon es sehr wenige Mitglieder waren, denn Beck gratulierte Iselin am 15. Juli 1746 zu dem blühenden Zustande derselben. Es ist mir gelungen, die Namen folgender Mitglieder der Gesellschaft sicher zu stellen: Isaaß Iselin, Vorsteher, Heinrich Fäsch, Schreiber, Heinrich Eglinger, Heinrich Falkner, Théodore Roques, Ulysses von Salis-Marschlins und J. Rudolf Frey, außer dem letztern alles akademische Bürger der Basler Universität, feine Köpfe, für alles Edle und Schöne begeisterte Jünglinge, aus denen angesehene, ja berühmte Männer geworden sind: auch ein Fähnlein der Sieben Aufrechten. Außer Iselin ist von diesen Sieben Salis am bekanntesten geworden, so daß man leicht über ihn Auskunft finden kann. Er studierte 1744—1746 hauptsächlich die Rechtswissenschaft an hiesiger Universität, befreundete sich mit Iselin und stand mit ihm von 1746—1777 im Briefwechsel. Die namentlich für die philanthropistischen Bestrebungen in der Schweiz sehr bemerkenswerten Briefe Salis' befinden sich im 40. Bande unserer Sammlung. Iselins Briefe fehlen. Iselin schrieb über ihn im dritten Stück der „Ephemeriden der Menschheit“ (1776): „Den Herrn von Salis kenne ich seit dreißig Jahren als einen Mann von den größten Gaben, von dem entschlossensten Mute und von der wärmsten Liebe alles dessen, was groß und gemeinnützig ist. Seit dreißig Jahren, das ist beinahe so lang, als ich die Wissenschaften kenne und liebe, liebe ich ihn als einen meiner schätzbarsten Freunde.“ Falkner wurde schon 1749 Professor an der Basler Universität, Eglinger Pfarrer zu St. Theodor, Roques vorübergehend Pfarrer der Französischen Gemeinde in Basel und zuletzt Pfarrer der wallonischen Gemeinde in Hanau, Fäsch, Dr. jur., ein vielversprechender Gelehrter, starb schon 1762 in Basel. Frey (1727—1799), der Herzensfreund Iselins, trat schon mit zwölf Jahren als Kadett in französische Kriegsdienste, worin er fünfzig Jahre lang blieb und es bis zum Oberstlieutenant brachte. Er hatte eine nur mangelhafte Schulbildung, erwarb sich aber doch durch eifernen Fleiß bedeutende Kenntnisse in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, wobei ihm sein Freund Iselin teils in seinen Briefen, teils in seinen langen Urlaubszeiten, die er meistens in Basel zubrachte, lieblich an die Hand ging. Iselin gibt uns von diesem Zusammenarbeiten mit seinem Freunde eine reizende Schilderung in der Vorrede zu dem Artikel „Über die Gelehrsamkeit“ im zweiten Band seiner vermischten Schriften, wo er schreibt: „Unsere Freundschaft nahm ihren Ursprung in dem Heiligtum der Musen. Sie, mein teuerster Freund, befreundeten mich mit den anmutigen Schriftstellern des witzigen Galliens, und ich machte Ihnen die geistvollen Verfasser des gründlichen Germaniens bekannt. Boileau, Racine, Corneille, Fénelon, Haller, Caniz, Opiz, Hagedorn und der bald vergessene Günther waren gleichsam die Vermittler unserer Vereinigung. Oft gesellten sich zu diesen teuern Namen Horaz, Virgil und insonderheit der jüngere Plinius, welcher durch die Güte seines Herzens uns noch mehr entzückte als durch die Anmut seines Geistes. Obgleich unwissender als Sie, teuerster Freund,

erkühnte ich mich (doch mit einem schülerischen Stolze) Ihnen diese erhabenen Alten zu erklären und Ihren Beifall durch Gelehrsamkeit zu ersetzen, die ich eben aus Birrens teurem Munde entlehnet hatte. . . Da führten uns Wolff und Leibniz, diese allen Verehrern der Wahrheit ewig teuern Namen durch die mit heiligem Dunkel umhüllten Gefilde der Metaphysik. Sie gewährten uns Licht mitten in der Finsternis, und so schwach dasselbe immer sein mochte, so erfüllte es uns doch mit würdigen Begriffen von unserer großen Bestimmung und mit dem seligsten Vertrauen auf die ewige Weisheit und Güte, welche für jeden einzelnen Sterblichen wie für das Ganze wachen.“ Frey hat sich denn auch später einen Namen als Schriftsteller gemacht, besonders durch seine Übersetzung des „Kleinjogg“ von Kaspar Hirzel ins Französische. Sie hat mehrere Auflagen erlebt und wurde auch von J. J. Rousseau mit Vergnügen gelesen.

Das war also die erste Studentenverbindung in Basel, aber ein wenig anders als die der Renommisten in Jena. Leider dauerte sie nicht lange. Als Iselin im Oktober 1748 von Göttingen heimkehrte, waren alle übrigen Mitglieder von Basel fort, und es blieb dem vereinsamten Vorsteher nichts mehr zu tun übrig, als das Geschäft zu liquidieren. Aber die Freundschaft mit Iselin blieb aufrecht und dokumentierte sich durch die Briefe Eglingers, von Salis', Roques' und Freiens. Durch seine Beziehungen zu den Brudergesellschaften in Bern und Zürich erweiterte sich Iselins Freundschafskreis: in Bern durch Jenner und die beiden Escherner, in Zürich durch Schinz und die beiden Hirzel u. a. m., und daraus entstand schließlich 1761 die Helvetische Gesellschaft in Schinznach.

IV.

Wir gelangen nun zum Aufenthalt Iselins in Göttingen, wohin er sich am 2. September 1747 in Gesellschaft zweier Berner Studenten begab: des schon erwähnten Franz Ludwig Jenner, stud. jur. und Johann Georg Zimmermanns, stud. med. Jenner wurde später ein angesehenener bernischer Staatsmann. Als Landvogt in Nidau hatte er im Jahre 1765 Gelegenheit, dem unglücklichen Jean Jacques Rousseau auf der St. Petersinsel Freundlichkeiten zu erweisen, konnte aber dessen Vertreibung aus dem bernischen Gebiet nicht verhindern. Zimmermann, aus dem „Prophetenstädtchen“ Brugg gebürtig, erwarb sich einen bedeutenden Namen als Schriftsteller (vom Nationalstolze, Betrachtungen über die Einsamkeit etc.) und als Arzt. 1768 folgte er einem Rufe als Leibarzt Georgs III. nach Hannover. Beide blieben in der Folge treue Freunde Iselins bis zu seinem Tode. Zimmermann stand ihm aber näher. Am 6. Mai 1782, also kurz vor Iselins Tode (15. August 1782), schrieb ihm Zimmermann die rührenden Worte: „Ich schwöre mit Ihnen, liebe Seele, als wenn ich an Ihrem Bette wäre. O Gott, wie würde mir das die Seele heben, wenn ich den weisen trefflichen Mann daliegen sähe mit so vieler Heiterkeit und so vieler Ruhe! Wer so gelebt hat wie Sie, kann dann auch auf seinem Krankenbett sich so betragen. Sie haben, liebster Iselin, Tugend und Weisheit um sich verbreitet, Ihr ganzes Leben hindurch, und diese umgeben jetzt Ihr Bett wie ein Licht vom Himmel.“

Die Reise nach Göttingen war nicht sehr angenehm. Bis Frankfurt ging es noch an, da die drei unerfahrenen Gefährten von einigen angesehenen Basler Kaufleuten, welche die Frankfurter Herbstmesse besuchen wollten, in ihren bequemen Reisewagen aufgenommen wurden. Dann aber fing es an zu hapern: Der Weg führte über Friedberg, Gießen, Marburg, Kassel und Minden: die Postverbindungen waren schlecht, die Wirtshäuser ebenfalls und dazu noch teuer, und dem sorglosen Iselin ging das Geld aus. Am 8. September waren sie von Frankfurt verreist und kamen erst am 13. in Göttingen arm an Geld, aber sonst wohlbehalten an. Iselin bezog mit Jenner eine Wohnung in einer Brauerei in der Wagnerstraße und zahlte für sein Zimmer 30 Taler im Jahre, Jenner für das seinige,

das etwas größer und schöner war, 40 Taler. Auf Anraten Hallers, dem er gleich am ersten Tage seine Aufwartung machte, nahm er mit Jenner den Mittagstisch bei Hofrat Professor Uyrer. Man zahlte für den Tisch wöchentlich zwei Gulden. Mit dem Essen war Iselin noch so ziemlich zufrieden. „Es ist wahr,“ schreibt er der Mutter, „man speiset nicht so gut als in Basel und der Schweiz, und ich hatte neulich, als wir eine schlimme Pastete zu Tische hatten, fast das Heimweh gekriegt nach den guten und herrlichen Pasteten, die Sie allemal Montags auf den Tisch zu setzen pflegten; allein es ist noch zu leben.“ Die Tischgenossenschaft war nicht so angenehm, wie die des Studenten Goethe bei den Jungfern Lauth in der Knoblochsgasse in Straßburg. „Es sind meistens niedersächsische und hannoversche Edelleute. An dem Tische geht es meistens ohne große Lebhaftigkeit zu. Herr Jenner macht indessen, um sich an dem Mangel des Tischvergnügens zu entschädigen, französische Verse, und ich mache philosophische Betrachtungen.“ (Iselin an Frey.)

Göttingen und seine Bewohner waren unserm kritischen Iselin von Anfang an zuwider. Raum recht angekommen, schrieb er schon am 16. September seiner geliebtesten Frau Mutter: „Der Ort ist sehr schlecht gebaut; die Einwohner, die sogenannten Philister, sind ein niederträchtiges, sklavisches Volk; die Gegend, in der die Stadt liegt, ist gar nicht angenehm: kurz, es fehlt diesem Ort alles Unannehmliche, das ich in Basel verlassen hatte.“ Auch über die gesellschaftlichen Verhältnisse, über den geringen literarischen Geschmack, insbesondere aber über das Göttinger „Frauenzimmer“ machte er gegenüber seinem Freunde Frey allerlei anzügliche Bemerkungen. Alles erscheint ihm daran so abgeschmackt und erzwungen, daß man glauben sollte, man sähe die bäuerlichen Sabinerinnen bei Horaz in französischer Tracht. Netze „Mägdgen“ muß es übrigens auch in dem sonst so „unannehmlichen“ Göttingen gehabt haben, sonst hätte Iselin nicht den Töchtern des Professors Mosheim den Hof gemacht.

Der Name Mosheim führt uns nun ganz natürlich zu Iselins Studien und den Verhältnissen der Universität. So viel Unangenehmes Iselin auch über Göttingen zu berichten weiß, in einem Punkte, der doch schließlich für den Zweck seines dortigen Aufenthaltes die Hauptsache war: in seinen Erwartungen bezüglich der Universität und ihrer Lehrer hatte er sich nicht getäuscht. In diesem Punkt tönt es nun in seinen Briefen an seine Familie und seine Freunde ganz anders. Er wird nicht müde, die Gelehrsamkeit und den Geist seiner ausgezeichneten Lehrer, ihre vortreffliche Lehrmethode, ihren anregenden Unterricht zu preisen und seinem Schöpfer zu danken, daß er Göttingen und nicht Halle, Leipzig oder gar Leyden zur Stätte seiner Geistesbildung gewählt hatte. Schon am 16. September 1747 schrieb er in dem oben erwähnten Brief: „Der Vorteil, den man hier hat, sind die vielen und rechtschaffenen Gelehrten. In dieser Beziehung finde ich hier meine Rechnung, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft beweisen zu können, daß ich nicht umsonst hier war.“ In seinem Feuereifer für die Studien entwarf er dann auch sofort einen Studienplan für die beiden Jahre, die er nun doch in Göttingen zubringen wollte. Was nun Iselin im Einzelnen studiert hat, kann ich nur bruchweise, soweit seine Briefe davon reden, angeben. Den von ihm aufgestellten Studienplan hat er jedenfalls nicht strikte innegehalten. Über seine eigentlichen juristischen Studien spricht er nicht gerne oder in höchst mürrischer Weise. In einem Augenblick der Abspannung und schlechten Laune klagt er in einem Brief am 8. April 1748 seinem lieben Frey: „Ich habe in diesem verdammten Lande Versen, Kritiken, Liedern und allem, was Ihnen und mir die Stunden verkürzten und angenehm machten, die Freundschaft absagen müssen. Die Stunden, die ich noch für mich selbst erobern kann, gebe ich der Philosophie; aller andern hat sich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll die Trölerei oder die Gerechtigkeit angemast. Ich höre und sehe fast nichts als Erklärungen und Verdrehungen der Gesetze und Gelehrte, die sich fast alle mit den Musen und den Grazien überworfen haben. Tribonius, Papinian, Alpianus und diese edlen Männer verfolgen mich, wo ich gehe und stehe. Ich kann keine Suppe essen, die nicht von diesen verehrten Herren unschmackhaft gemacht wird.“

Böhmer und Gebauer waren damals die Säulen der juristischen Fakultät in Göttingen; aber Iselin redet in seinen Briefen nie von ihnen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er bei Böhmer über die Institutiones und bei Gebauer über die Digesta (Pandekten) gehört hat. Sein Lieblingsprofessor war Johann Jakob Schmauß (1690—1757), aus Landau gebürtig, ein ausgezeichnete Lehrer, der nicht nur ein großes theoretisches Wissen, sondern auch praktische Lebenserfahrung besaß, da er viele Jahre im Verwaltungsdienst des Markgrafen von Baden stand und in Basel sehr wohl bekannt war. Er las sowohl in der juristischen als in der philosophischen Fakultät, auch über das Naturrecht, das Iselin ohne Zweifel gehört hat; aber den Hauptgewinn zog er aus seinen Vorlesungen über die Staaten von Europa, ein Gegenstand, der Iselin später viel beschäftigte, und dessen Studium wohl auch einen Anstoß zu seiner „Geschichte der Menschheit“ gegeben hat. Jedenfalls verdankte er ihm den Freimut, womit er später die Übelstände in seiner Vaterstadt und in seinem weitem Vaterland bekämpft hat.

Je länger Iselin Schmauß hörte, desto besser gefiel er ihm, und desto reiner klangen seine Lobeserhebungen und wurden schließlich zu förmlichen Jubeltönen, als er seiner Mutter am 14. Juni 1748 schrieb: „Ich sehe täglich, daß dieser Aufenthalt mir ausnehmend nützlich werden muß, und dies allein wegen Hofrat Schmaußen, dessen Unterricht im Staatsrecht, in der Staatswissenschaft und in der Historie so ausnehmend schön und gründlich ist, daß ich nicht hoffen darf, auf irgend einer Universität einen Mann anzutreffen, der für meine Absichten so eigen ist.“ Ein geistvoller und anregender Lehrer muß nach Iselins Schilderung auch der Philosophieprofessor Christian Ernst Simonetti (1700—1780) gewesen sein. Er hörte bei ihm Logik und gibt von seinem Vortrag nachfolgende lebhaft Schilderung: „Ich bin nun unter anderm auch bei Herrn Simonetti beschäftigt, die Kräfte des Verstandes zu untersuchen und die richtige Anwendung davon zu lernen. Das ist ein liebenswürdiger Weltweiser, der würde Ihren Beifall erhalten, wenn Sie ihn kennen sollten. Er ist nicht von den lousps-garous revêtus des habits de la sagesse; er zwingt einem die Wahrheiten nicht in dürrn Sätzen in den Kopf hinein, sondern wenn Sie ihn hören, wie er die Wahrheiten sowohl schriftlich als mündlich vorträgt, so ist es Ihnen, als ob Sie dieselben selbst entdeckten. Daneben belebt er seine Lehren mit dem zierlichsten Vortrag und der aufgewecktesten Satire.“ Iselin hat später seine Kollegien bei Simonetti ausgearbeitet. Wie weit er in seinen philosophischen Grundsätzen von Simonetti beeinflusst wurde, kann ich nicht beurteilen.

Aber auch andern Professoren war Iselin zu Dank verpflichtet, insbesondere dem großen Philologen und Pädagogen Johann Matthias Gesner (1691—1761), dem Förderer einer bessern Methode im Unterricht der alten Sprachen. Jahrelang beschäftigte sich Iselin mit linguistischen Studien, und seine Bemühungen um eine Besserung der trostlosen Unterrichts- und Schulverhältnisse in seiner Vaterstadt lassen sich vielfach auf die Anregungen Gesners zurückführen.

Ein besonders freundschaftliches Verhältnis hatte Iselin zu dem obgenannten Mosheim, ob schon er nicht von seiner Fakultät war.

Johann Lorenz Mosheim (1694—1755) von Lübeck war lutherischer Theologe, Kirchenhistoriker und Kanzelredner, ein Mann der Moderation, der Mitte, und einer der ersten deutschen Gelehrten und Schriftsteller seiner Zeit. Er besaß vor allem ein hervorragendes Formen- und Sprachtalent, eine glänzende Beredsamkeit und eine schöne Schreibweise, so daß er seinen Zeitgenossen als der größte Kanzelredner und der erste Prosaisit galt. Berühmt waren seine „Predigten“, welche auch die „Burchhardtin“ kannte und schätzte. Mosheim war erst im Jahr 1747 von Helmstedt nach Göttingen herübergekommen und genoß eine Ehrenstellung, indem für ihn speziell das Amt eines Kanzlers der Universität geschaffen wurde. Iselin war Mosheim aufs innigste zugetan, denn sie waren verwandte Seelen, und Mosheim muß auch an unserm Iselin großen Gefallen gefunden haben, sonst hätte er ihm nicht stundenlang Anekdoten über Friedrich den Großen erzählt, „daß sich ein halbes Buch davon schreiben ließe.“ Iselin

war auch ein Schüler Mosheims, wahrscheinlich privatim, wie ja damals die Universitätsprofessoren aus ökonomischen Gründen vielfach gezwungen waren, Privatlektionen zu erteilen. Was er bei ihm hörte, kann ich nicht sagen, jedoch verdankt Iselin Mosheim mindestens so viel als Schmauß, denn er war ihm ein Vorbild jener weisen Moderation in seiner Lebensführung, seinen religiösen Anschauungen und in der Betrachtung menschlicher Verhältnisse, die wir so sehr an ihm bewundern. Mosheims pragmatische Geschichtsbetrachtung war auch für Iselin ein notwendiges Gegengewicht zu dem zu stark ausgeprägten Kritizismus Schmaußens. Diesen beiden großen Lehrern der Göttinger Universität verdankt Iselin die so reiche Entfaltung seiner geistigen und moralischen Kräfte, und mit dankbarem Gefühl konnte er am Ende seines Göttinger Aufenthaltes seiner Mutter schreiben: „die Göttinger Bibliothek nebst Mosheims und Schmaußens Unterricht sind Sachen, an die ich oft denken werde.“

Endlich ist auch noch Iselins Umgang mit Haller zu berühren. Albrecht von Haller (1708–1777) war von 1736–1753 Professor der Anatomie, Medizin, Chirurgie und Botanik in Göttingen, neben Mosheim die größte Zierde der Universität. 1749 wurde er vom deutschen Kaiser Franz I. in den erblichen Adelsstand erhoben. Göttingen verdankt ihm die Errichtung eines anatomischen Institutes, einer damit in Verbindung stehenden Zeichenakademie, einer Entbindungsschule und des botanischen Gartens. Iselin interessierte sich nicht besonders für die Naturwissenschaften und besuchte kein Kolleg Hallers. Haller war aber auch „Versmacher“, also ein Gelehrter, dem die Musen und Grazien nicht fremd waren, dem aber seine vielseitige amtliche Tätigkeit wenig Zeit ließ, sich denselben zu widmen. Er begnügte sich, seine Gedichte in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage herauszugeben. Iselin, der seinen Freund Frey, der ebenfalls für Haller schwärmte und sich damit beschäftigte, dessen „Alpen“ ins Französische zu übertragen, hievon unterrichtete, knüpfte an diese Mitteilung einige feine Bemerkungen über Haller, die wohl der Beachtung wert sind. In dem Brief vom 19. Dezember 1747 heißt es: „Ich habe nun endlich das Glück gehabt, diesen deutschen Pope zu sprechen. Vergessen Sie nicht, was Sie aus dem Haller'schen Stücke übersetzt haben, mir zu übermachen.“

„Man muß bekennen, er ist ein großer Mann, und wenn Sie mit demselben reden, so finden Sie ihn in seinem Umgang meistens ebenso groß als in seinen Gedichten. Doch ist er von einer veränderlichen Gemütsart und oft von einem überaus schlimmen Launen. Sein allzu zärtliches Gefühl für seinen Ruhm macht ihm überaus viele Verdrießlichkeiten. Gegen seine Feinde ist er meistens allzu hitzig, wie er auch denen, von welchen er glaubt, daß sie ihn lieben, allzu sehr ergeben ist.“

Iselin fand auch noch Zeit, sich in den wenigen Mußestunden mit der englischen und französischen Literatur zu befassen. Er nahm wirklich englische Stunden und las englische Schriftsteller. „Ich fange nun an, mir den Weg zur Bekanntschaft mit Pope, Addison, Steele und andern Engländern zu bahnen; dieser Weg ist in der That im Anfang sehr rauh und beschwerlich; aber ich lasse es mir nicht sauer werden, indem ich mir ein größeres Vergnügen davon versprechen kann“ (Iselin an Frey, 19. Dezember 1747). Seine Liebe zur französischen Literatur wurde durch seinen Freund Frey, der ihn immer auf dem Laufenden erhielt, wach erhalten. Die moralisch-philosophischen Schriften der Marquise de Lambert, zum erstenmal 1747 gesamt erschienen, und das feine Lustspiel „Le Méchant“ von Gresset aus dem gleichen Jahre erfreuten sich seines besondern Beifalls.

Umgekehrt berichtete Iselin seinem Freunde von den neuesten Erscheinungen auf dem deutschen und englischen Büchermarkt. Im Jahre 1747 erschien der Roman „Clarissa“ von Richardson, für den sich auch die „Burckhardtin“ lebhaft interessierte und sich bei ihrem Sohne erkundigte, ob schon eine deutsche Übersetzung zu haben sei. Er meldete ihm auch die Übersetzung von Papes „Dunciade“ durch Bodmer und die bevorstehende Herausgabe einer Sammlung altdeutscher Lieder aus dem Pariser Codex (was aber noch längere Zeit ging), eine neue prächtige Auflage Hagedornischer Oden und Lieder, auch eine baldige Ausgabe eines Bandes Gedichte (1748) seines ehemaligen Lehrers Spreng und anderes

mehr. Aus dem allem geht hervor, wie strebsam und vielseitig der junge Iselin war im Gegensatz zu dem „Pöbel der Studierenden“, dem er, so viel er konnte, aus dem Wege ging.

Iselins Verkehr mit den Professoren der Universität war geradezu ein idealer und vorbildlicher, wie dies allerdings nur bei kleineren Universitäten möglich ist. Er war ein dankbarer Schüler, und die Professoren behandelten den wißbegierigen geistvollen Jüngling eher als einen jüngern Kollegen als einen Studenten. Und als später Iselins Name anfang in Deutschland genannt zu werden, erinnerte man sich seiner in Göttingen, und das Historische Institut ernannte ihn unter dem Präsidium seines ehemaligen Pensionsgebers Hofrat Prof. Myrer am 27. Januar 1770 zum ordentlichen Mitgliede.

Trotz aller Freundlichkeit, die Iselin in Göttingen erfuhr, blieb seine Abneigung gegen den damals allerdings nicht sehr anmutigen Musensitz bestehen, ja sie nahm täglich zu. Das Übel lag aber tiefer, und Iselin hat seinen Ursprung schon ganz klar in seinem ersten Brief an die Mutter ausgesprochen: Göttingen war nicht so „annehmlich“ wie sein liebes Basel. Es hätte ihm in Halle oder Leipzig ebensowenig gefallen als in Göttingen, denn er litt an der bekannten Schweizerkrankheit, an der auch andere seiner Landsleute laborierten: der Theologe Seelmatter von Zofingen, sein Freund von Jenner, ja sogar der große Haller: nämlich am Heimweh. Und wie der große Haller nicht ruhte, bis er wieder seine geliebten Berneralpen sah und später alle goldenen Lockungen des ihm wohlwogenden Königs Georg II. von England und Kurfürsten von Hannover von der Hand wies, so fand auch unser Iselin erst wieder seinen Seelenfrieden, als er in Basel im „Klösterli“ bei seiner geliebten Frau Mutter, seiner Großmama und dem „Oncle Hauptmann“ am Tisch mit den herrlichen Montagspasteten saß. Iselin geriet in eine Seelenstimmung, die seiner Gesundheit gefährlich werden konnte, wozu allerdings auch noch andere Umstände beitrugen: der Tod seines Vaters (gestorben den 8. April 1748 in Berlin), seine Beschäftigung mit den philosophischen Schriften des halbverrückten Beat Ludwig von Muralt und wohl auch die fortwährend drückende Geldverlegenheit.

Alle diese Umstände bewogen ihn im Einverständnis mit seinen Angehörigen Göttingen nach Beendigung des zweiten Semesters den 19. September 1748 zu verlassen und nach Basel, wo er den 1. oder 2. Oktober anlangte, zurückzukehren. Ich schließe den Göttingeraufenthalt Iselins mit den schönen Worten, welche der dankbare Sohn seiner Mutter in seinem letzten Brief (17. September 1748) von Göttingen aus schrieb:

„Diesen Winter durch hoffe ich meine Zeit recht gut anzuwenden. Ich habe meine Theses, über die ich disputieren soll [siehe unten], schon fertig und, wenn es möglich ist, will ich der Erste disputieren, damit daß ich den ganzen Winter über frei sei und allein ohne viele Abhaltungen studieren könne. Wenn ich auch Zuhörer kriegen kann, so will ich ein Kollegium [privatim] über das Recht der Natur halten. Ich gedenke auf den ganzen Winter fast nicht auszugehen, sondern alle meine Zeit bei Hause entweder bei den Büchern oder bei Ihnen, geliebteste Frau Mutter, zuzubringen. Ich kann keine Ausdrücke finden, zu beschreiben, was für starke und lebhaftere Regungen der Dankbarkeit und Liebe ich gegen Sie empfinde. Ihre Guttaten gegen mich sind so groß, daß mein Leben ein geringer Preis dafür sein würde. Seien Sie versichert, geliebteste Frau Mutter, daß ich mit dem heißesten Eifer allezeit trachten werde, mein ganzes Leben zu einer fortdauernden Probe meiner Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Sie und Ihre teuerste Familie, insonderheit Ihre Frau Mutter, denen ich alles schuldig bin, zu machen. Leben Sie indessen glücklich und vergnügt, bis ich wieder die Freude habe, Sie zu umarmen und Ihnen zu bezeugen, wie aufrichtig ich bin

Meine geliebteste Frau Mutter

Ihr getreuer und gehorsamer Sohn Iselin.“

V.

Die wichtigste Angelegenheit Iselins nach seiner Rückkehr war seine Bewerbung um die freigewordene Professur des Natur- und Völkerrechts an der philosophischen Fakultät der Basler Universität durch die Berufung des bisherigen Inhabers Professor Andreas Weiß an die Universität Leyden. Die Wiederbesetzung zog sich aber sehr in die Länge, da Weiß als vorsichtiger Mann vor seinem Abgang im September 1747 an die Regenz das Ansuchen gestellt hatte, ihm seine hiesige Professur auf ein Jahr lang vorzubehalten, damit er innert dieser Zeit sehen könne, ob er bei dieser fremden Professur bleiben wolle oder nicht.

Dieses Gesuch wurde am 1. Juli 1747 vom Kleinen Rat bestätigt und E. C. Regenz überlassen, „einen tüchtigen Vicarium für dehone zu bestellen“. Die Zahl der Bewerber war sehr groß. „Es werden wohl deren 40 sein,“ hatte ihm der „Oncle Hauptmann“ schon nach Göttingen gemeldet, „denn alles, was nur ita [so] sagen kann, wird sich dafür angeben.“ Große Ansprüche an die Bewerber wurden also nicht gemacht; es scheint, daß der Magistertitel, den Iselin besaß, genügte. Er war erst 20jährig und noch minderjährig (volljährig wurde man damals erst mit 24 Jahren), aber auf das Alter wurde nicht gesehen, und Iselin war keineswegs der Jüngste; sein Mitbewerber und Freund Heinrich Falkner war z. B. 1½ Jahre jünger.

Die Bewerber hatten ihre geistigen Kräfte in einer öffentlichen lateinischen Disputation zu messen, bald als Verteidiger, bald als Opponenten ihrer Thesen, was längere Zeit in Anspruch nahm. Iselin kam bald nach seiner Ankunft in Basel ins Feuer, denn er schreibt am 3. November 1749 seinem Freunde Frey: „Sie haben sich betrogen, wenn Sie vermutet haben, ich sei gestorben. Ich habe seit etwas Zeit hier in Basel vielfache Zeichen von meinem Leben gegeben, indem ich öfters öffentlich zu reden gehabt habe. Sie wissen den Unlaß hievon, mein Freund; ich habe für die Catheder des Natur- und Völkerrechts disputiert und habe das Glück gehabt nicht zu mißfallen und mein bißchen Reputation, so ich vorher gehabt, ein wenig zu stärken und allgemeiner zu machen. Es ist mir nun schon genug dem publico gezeigt zu haben, daß ich meine Jugendzeit nicht übel zugebracht. Was die Bestellung dieser Catheder betrifft, so ist dieselbe noch etwas weit hinausgesetzt, und ich kümmere mich zuletzt in der That nicht viel darum. Meine Jugend läßt mich alles erwarten, und es stehen mir noch tausend Wege zu einem gründlichen Glücke offen.“

Die Wahl fand endlich am 13. Mai 1749 durch die Regenz unter Zuzug der Deputaten statt. In die engere Wahl kamen die drei Magister Johann Heinrich Gernler, geboren den 7. Februar 1727, Isaaß Iselin, den 7. März 1728 und Johann Heinrich Falkner, den 6. September 1729, also für einen solchen Posten noch recht junge Leute, und nun entschied das blinde Loß auch noch für den Jüngsten, für Heinrich Falkner, den Großsohn des Bürgermeisters Falkner. Iselin als Philosoph wußte sich zwar mit Würde in sein Mißgeschick zu finden und gratulierte seinem Studienfreund zu seiner Wahl; aber wie man aus einem Brief vom 16. Mai 1749 an seinen Freund Frey ersieht, ging ihm die Sache doch sehr zu Herzen. Er schrieb ihm nämlich: „Es hat nur von dem Zufalle abgehungen, daß ich izzund nicht Professor bin. Unser Gesellschaster Falkner ist vor vierzehn Tagen aus Holland angekommen, hat vergangenen Dienstag Morgens disputiert, den Nachmittag kömmt er durchs Stechen in die erste Wahl. Gernler, der in der ersten durch Falkner ausgestochen worden, kömmt in die andere und ich in die dritte. Falkner aber wird durch das Loß Professor, und Gernler und ich bleiben, was wir sind. Ich habe drei Stimmen in der dritten Wahl gehabt und bin hiemit mit Ehren darein gekommen. Ich weiß mich gar wohl hierein zu finden, insonderheit da Falkner ein Mensch von vielen Verdiensten ist, der unserer Akademie Ehre machen wird. O Iselin!“ Aus diesem Ausruf kann man sehr wohl seine innersten Gefühle erraten. Das blinde Loß, von dessen Gunst er nun zum erstenmal

in seinem Leben abhing, hatte ihm in der That einen bösen Streich gespielt, den er auch später nie ganz verwinden konnte; denn kein Posten wäre für ihn geeigneter gewesen als der eines Professors Philosophiae moralis, wie der Titel dieser Professur im K. Ratserkennnis lautet. Ein schöner Lebens-
traum war also dahin, aber um sich zu trösten, baute er neue Schlösser in die Luft und Schlösser, daß es etwas heißt. „Ich mache mich zwar weder zu einem König, noch zu einem General. Raten Sie, wozu ich mich mache? Zu einem Landjunkere. Ich habe ein angenehmes Landgut, das mit einer be-
quemen Wohnung versehen ist. Ich theile meine Zeit in zween Haupttheile: den einen gebe ich dem Feldbau, den ich für eine der edelsten Beschäftigungen ansehe [also schon so früh!]; den andern weihe ich den Wissenschaften und dem Umgange mit meinen Freunden, die mich oft besuchen und mit einer — darf ich es sagen? — mit einer lebenswürdigen Gemahlin, deren ich mir selbst die Mühe gebe, alle möglichen schönen Eigenschaften beizulegen, daß ich wohl sagen kann, sie sei das, was nicht ist, was nicht gewesen ist, und was nicht sein wird.

Ich auferziehe darnach die Kinder, welche mir diese Gemahlin gegeben, und ich pflanze den-
selben alsobald die Liebe zu dem wahrhaftig Schönen und wahrhaftig Guten ein. Ich bin auch in dieser Beschäftigung glücklich. Meine Kinder erhalten ein auf diese gute Erziehung gegründetes Glück. Ich freue mich darüber; ich bringe meine Tage in Ruhe und Vergnügen zu; ich sterbe endlich, und nach dem Tode hoffe ich eine Glückseligkeit, welche die Gottheit den Freunden der Tugend und der Weisheit bestimmt.

So baue ich Schlösser, mein Freund, welche der schwächste Wind wieder umwehet, und ich sehe ohne Schrecken zu, wie alles auf mich zusammenfällt, und ich kann mit Recht sagen: Fällt der Himmel, er kann Weise decken aber nicht schrecken. (Haller).“

Sein Geschmack für das Landleben und die Einsamkeit vergrößerte sich noch, als er im August 1749 die Bekanntschaft des gelehrten Sonderlings Dr. Wernhard Huber machte, der sich seit einigen Jahren nach Muttenz zurückgezogen hatte. Iselin stand mehrere Jahre im Banne dieses Misanthropen, dann rückte er von ihm ab. Besser gefiel ihm sein Sohn Johann Rudolf, ein neunzehnjähriger lebens-
würdiger Jüngling, das gerade Gegentheil seines mürrischen Vaters. Er fühlte sich schon bei der ersten Unterhaltung von diesem Jüngling so angezogen, daß er in den nächsten Tagen eine Ode auf ihn dichtete, das dritte von den sechs Gedichten, die Iselin im Jahre 1751 im Drucke herausgab. Es ist nach meiner Ansicht das beste. Es beginnt mit der Strophe:

Die Weisheit nur kann uns erheben
Und wahren Glanz und Adel geben,
Den alle Welt mit Recht verehrt.
Sie labt nur göttliche Gemüther,
Und frei vom Loß gemeiner Güter,
Ist sie ein Gut, das ewig währt.

Überhaupt beschäftigte sich Iselin damals, um sich von den häufigen Anfällen einer düstern Gemüthsstimmung, dem „schlimmen Launen“, unter dem er übrigens auch später noch oft zu leiden hatte, zu befreien, wieder mehr mit den schönen Musen; er machte allerlei dichterische Versuche, ja er wagte sich sogar an dramatische Arbeiten. Den Ansporn hiezu erhielt er durch die Schuchische Theatergesellschaft, die in Basel öfters auftrat, so im Sommer 1749, und in ihm trotz der nicht immer mustergültigen Aufführungen, eine große Liebe zum Theater erweckte. Er machte also zunächst verschiedene Entwürfe, von denen aber keiner zur Ausarbeitung kam. Der ausführlichste führt den Titel: Der Rechtschaffne, eine Komödie in 5 Aufzügen, in der die Hauptfehler der Basler durchgezogen werden sollen. Ein Freund des Damis (so heißt der Rechtschaffne) hat mit seinem Vater und seinem Bruder einen ungerechten Prozeß und spricht den Damis um Beistand und Fürsprache bei den Richtern an. Hier declamiert Damis etwas heftig wider die in Basel so allgemeinen, aus dem Eigennuße und Kaufmannsgeist ent-

stehenden Entzweigungen der Familien. Darauf redet er auch von den Prozessen und von der grausamen Art, sich die Gesetze, die dem Rechte der Natur zuwider sind, zunutze zu machen.

„Ein rechter Mann hat schon die Quellen seiner Pflicht
In der erhabnen Brust. Er sucht dieselben nicht
In den Gesetzen erst. Er braucht nicht die Gesetze,
Dass er des Freundes Recht und Heil verleihe.
Ihn leitet die Natur und kein Juristenstreich,
Kein strenges Wahlgesetz macht edle Seelen reich.“

Später wettert Damis, aus dem natürlich Iselin spricht, gegen die Schändlichkeit und Verderblichkeit der eigennützigen Heiraten und gegen diejenigen, die durch Heiraten in die Ämter zu kommen trachten. In diesem moralisierenden Ton geht es weiter. Damit man nicht einschläft, erscheint doch auch zwischen-
hinein ein weibliches Wesen oder ist von ihm die Rede. Die Angebetete des Damis heißt Rosalie. Aber sein Bruder, der einstweilen noch keinen Namen hat, wirft ihm vor, er sei nur tugendhaft aus Liebe, weil es Rosalie auch sei. Darüber empört sich Damis und er antwortet:

Wie kannst du mich so kränken?
Wie, Bruder, kannst du denn so niedrig von mir denken?
Ja, Rosalie ist schön, jung, artig, liebenswert,
Allein sie würde so von Damis nicht verehrt,
Wenn diese Tugend ihr, die schönste Zierde, fehlte,
Wenn nicht den schönen Leib ein schöner Geist besetzte.
Doch das gesteh' ich dir, daß meine Zärtlichkeit
Auch meiner Tugend oft Feuer, Mut und Kräfte leiht.
Weit stärker fühl' ich dann die edeln Triebe wallen,
Weil ich durch sie allein kann Rosalien gefallen.
O allzuschönes Band, wann schwesterlich befreundt
Mit Tugend und Verstand die Liebe sich vereint.
Ein solch Glück ist ein Quell von unschätzbaren Freuden
O Bruder, kennstest du's, du würdest mich beneiden!“

Das klingt nicht übel, aber ich will doch lieber hier abbrechen und nur noch bemerken, daß die Tugend siegt und die beiden sich kriegen.

Seit September 1749 hatte Iselin auch angefangen, regelmäßig ein Tagebuch zu führen. Wie er es damit zu halten gedachte, setzte er seinem Freunde Frey in seinem Briefe vom 28. September 1749 auseinander: „Ich pflege des Abends oder auch den Tag durch, was ich gesehn, gehört und getan, aufzuzeichnen, wenn es der Mühe wert ist, und oft sind es die kleinsten Sachen ihrem Einflusse nach mit eben dem Rechte als die größten. Was ich bei einem Bernoulli [Daniel], Huber, Birr, Osterwald und andern solchen Männern Nützliches höre, soll darin zu meinem Gebrauch aufbehalten werden. Ich habe mir ein Gesetz gemacht, auf alles, was ich tue, die Gesellschaften, die ich besuche und die Ergößlichkeiten, die ich genieße, aufzuzeichnen, um von Zeit zu Zeit mit mir abrechnen zu können. Ein anders meiner Gesetze ist, daß ich täglich über teils in meiner Lektur, teils in dem menschlichen Leben, teils sonst mir vorkommende Sachen eine Betrachtung mache und aufzeichne, damit ich auch von Zeit zu Zeit sehen könne, wie ich im Denken zu oder abgenommen habe. Ich finde dieses Tagebuch für mich sehr nützlich, und ich glaube, es wird es für jeden Menschen sein.“ In diesem Sinn und Geist schrieb nun Iselin seine Tagebücher mit einer einzigen längern Unterbrechung von 1757—59 bis kurz vor seinem Tode. Sie sind für uns die Hauptquelle zur Kenntnis seines Lebens und Wirkens. Wie es damit beschaffen ist, ersehen wir aus dem nun veröffentlichten „Pariser Tagebuch 1752“ und seinem „Reisetagebuch 1754“. Nicht minder interessant und vergnüglich ist sein „Badener Tagebuch 1755“, das ich so gerne noch publizieren möchte. Aus seinen spätern Jahren erwähne ich noch seine reizenden „Schinzacher Fahrten“, worüber auch schon einiges publiziert ist. Neben

diesen Prachtstücken gibt es hunderte kleinere Sachen, namentlich auch seine meisterhaften Porträts so vieler bekannten und unbekanntem Persönlichkeiten, seine oft drastischen Schilderungen der Menschen und Dinge, die man nirgends so finden wird. Das liebe alte Basel wird durch ihn gleichsam lebendig. Allen Respekt vor den genealogischen Tabellen der alten Basler Familien; aber darin lernt man die Leute nicht kennen. Auch die so wertvollen „Personalien“ in den Leichenreden zeigen uns die Menschen lange nicht so, wie sie waren und wie sie uns Iselin manchmal mit wenigen Worten schildert. Wie vieles könnte ich noch über den Wert dieser Tagebücher sagen, doch genug hievon. Ich will nur noch bemerken, daß die Anfänge dieser Tagebücher bis zum 1. April 1751 in unserer Sammlung fehlen. Einiges daraus ist aber in den Briefen an Frey niedergelegt.

VI.

Da Iselin in der nächsten Zeit wenig Aussicht auf eine Verwendung im baslerischen Staatsdienst hatte, und an die längst projektierte Auslandsreise bei der Knappheit der Geldmittel der „geliebten Mutter“ vorläufig nicht zu denken war, so suchte man (d. h. wohl der „Oncle Oberst“) ihm eine geeignete Stelle im Ausland zu verschaffen. Zweimal bot sich dazu Gelegenheit, auf eine billige Weise ins Ausland zu kommen: einmal als Sekretär des Grafen Rauniz nach Paris und das anderemal als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Über die erste Aussicht schreibt er seinem lieben Freunde Frey am 22. August 1749: „Ich bin dem Grafen von Rauniz, der als Kaiserlicher Botschafter nach Paris gehen soll, als Sekretär vorgeschlagen worden. Ich weiß aber noch nicht, wie die Sache gehen wird. Ich wünsche von Herzen, daß sie nicht zu Stande komme, obgleich es verschiedene Leute für ein großes Glück ansehen, indem es, wie sie sagen, ein Schritt ist in der Welt eine ausnehmende Fortüne zu machen. Aber eine solche Fortüne reizet mich nicht. Es mag gehen, wie es will, ich bin entschlossen, nicht von meinen Grundsätzen abzugehen, und wenn ich je in des Grafen Dienst treten muß, so werde ich doch die erste Gelegenheit ergreifen, mich wieder in die liebe Freiheit zu setzen.

Quand même mon cheval ne serait qu'une bête,
Libre sur mon palier je veux lever la crête,
Manger en paix chez moi mes choux et mes oignons,
Ne connaître les Grands qu'à peine à leurs noms,
Et ne souffrir jamais en mon petit Domaine
Que le Bon Sens pour Roi, que la Raison pour Reine.

Besser gefiel ihm das Berliner Projekt, worüber er zweimal seinem Freunde berichtet. Das erstemal am 26. Dezember 1749 nur kurz: „Noch eins: Die Herrn Bernoulli haben mir Hoffnung gemacht, mir zu Berlin in der Akademie eine Stelle zu verschaffen; aber ich darf nicht hoffen die Erlaubnis zu erhalten hinzugehen. Meine Verwandten wollen nichts davon hören.“ Ausführlicher spricht sich Iselin in seinem Brief vom 1. Februar 1750 hierüber aus: „Ich habe Ihnen letztlich nicht mehr von diesem Projekt sagen können, als ich Ihnen gesagt habe, weil nichts mehr daran war, und izt verhält es sich noch auf dem gleichen Fuß. Ich bin auch bereit, dieses Projekt fahren zu lassen; dennoch muß ich Ihnen gestehn, daß ich es für vorteilhaft angesehen und noch ansehe. Sie kennen mich, mein Freund, und können schon aus meiner Neigung zu den Erkenntnissen einsehn warum.

Aber ich habe noch besondere Gründe, warum ich einen solchen Sammelplatz von großen und kleinen Geistern, von Weisen und Narren, von Klugen und Toren als Berlin ist, gerne eine Zeitlang besucht hätte. Ich habe eine große Begierde die Menschen zu erkennen und die verschiedenen Arten, auf die sich Weisheit und Nartheit bei denselben äußern — eine Sache, da die Natur auch in dem Moralischen ihren Reichtum auf eine ausnehmend bewunderungswürdige Art zeigt — auszuforschen.

Meine Absicht war aber hierinne nicht allein die lebenden Narren und Weisen kennen zu lernen, sondern mich noch zu der Bekanntschaft der verstorbenen unter den meisten Völkern vorzubereiten. Ich will Ihnen hier mein verwegenstes Projekt mittheilen.

Man hat angemerkt, daß Weisheit und Narrheit, Tugend und Laster unter den Menschen bei verschiedenen Völkern und in verschiednen Zeiten auf verschiedne Arten miteinander abgewechselt oder vielmehr miteinander vermischt gewesen. Ich habe mir vorgestellt, es würde kein würdigers Vergnügen für eine philosophische Seele sein, als sich zu einem Zuschauer dieser moralischen Abwechslungen aufzuwerfen und die Tugenden und Laster der Menschen aller Zeiten und aller Völker, so viel es nützlich wäre, aus demjenigen was uns die Geschichtschreiber und andre Schriftsteller davon aufgezeichnet, hervorzusuchen und vielleicht gar der Welt vor die Augen zu legen. Eine solche Unternehmung schien mir nicht nur an sich nützlich, sondern auch an den Folgen, die man in der Philosophie daraus ziehen könnte. Es wäre die reichste Quelle, daraus man die schönsten und fruchtbarsten Schlüsse ziehen könnte, von deren Wert und Möglichkeit man in dem höchsten Grade versichert wäre, und die ohne Zweifel einen weit stärkern Einfluß auf die Herzen der Menschen haben würden als alle trockenen Strapredigten.

Ich müßte gar zu weitläufig sein, wenn ich Ihnen einen ganz ausführlichen Bericht von meinen törichten und verwegenen Phantasien geben wollte. Sie sollen hievon vollkommen erbauet werden, wenn ich einmal das Vergnügen habe, Sie in Basel zu umarmen, und ob Sie gleich schon in ungemein vielen Stücken wissen, wie ein großer Narr ich bin, so sollen Sie doch aus meinem Tagebuch alsdenn sehen, daß meine Narrheit ungemein viel größer ist, als Sie sich dieselbe eingebildet hätten.

Sie sehen schon hier, wertester Frei, die Ursache, warum ich so gerne nach Berlin gegangen wäre. Ich hätte mich durch einen Aufenthalt an diesem reizenden Orte zu dieser Arbeit vorbereiten wollen. Nachher hätte ich, wenn mich das Schicksal wieder auf eine vorteilhafte und hiezu bequeme Art in mein Vaterland zurückgeführt hätte, in einer philosophischen Stille der Welt nicht mir verborgen die besten Schriftsteller der meisten und merkwürdigsten Zeiten und Völker durchgehen und dasjenige, was mir zu meiner Absicht nötig gewesen wäre, daraus sammeln und bearbeiten wollen. Ich hatte mir also schon im voraus für zwanzig oder dreißig Jahre Beschäftigung gegeben."

Diese Brieffstelle hat für uns eine ganz besondere Bedeutung, da wir hier die erste Andeutung über dasjenige Werk Iselins erblicken, das ihn nun fast sein ganzes Lebenlang beschäftigte und seinen schriftstellerischen Ruhm begründete. Es erschien zuerst im Jahre 1764 unter dem Titel „Philosophische Mutmaßungen über die Geschichte der Menschheit“. Es erlebte fünf Auflagen und fand in der gelehrten Welt allgemeine Anerkennung. Besondere Freude machte Iselin die glänzende Würdigung seines Werkes durch den Philosophen Moses Mendelssohn in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Band 4, Stück 2, 1767, wo es heißt: „Wir wünschen, daß alle Verehrer der Tugend, alle Freunde der Menschheit seine Anmerkungen, keine ausgenommen, nicht nur lesen und wieder lesen, sondern tief in ihr Herz eingraben mögen. Sie zeigen gründliche Kenntnisse der bürgerlichen und gelehrten Welt, reife Einsicht in das menschliche Herz, feurige Liebe des Guten und Schönen und eine brennende Begierde für das Wohl des menschlichen Geschlechts, von welcher die ganze Seele des Verfassers durchdrungen ist.“ Iselin war der erste, der eine philosophische Geschichtsbetrachtung auf die Bahn brachte und dadurch der unmittelbare Vorgänger Herders wurde.

VII.

Iselin beschäftigte sich oft und viel mit seiner Zukunft, die ihm sehr dunkel vorkam. „Ich habe zween Wege vor mir mein Glück zu machen,“ schreibt er seinem Freunde Frey, „der eine ist, mich in die Welt zu begeben und hiermit alle Mittel zu gebrauchen, die man rechtmäßiger Weise gebrauchen

kann, um sich darinne emporzubringen. Der andere ist, mein Leben in einer philosophischen Stille zuzubringen, die reinen Vergnügungen, die die Weltweisheit aus dem Stande der einfältigen Menschheit schöpfen lehret, zu genießen und doch der Welt auch, soviel es mir meine Umstände zugeben werden, zu nützen. Der erste Weg führet mich zu mehr und lebhaftern, der andre zu reinern und dauerhaftern Empfindungen. Auf dem ersten Wege treffe ich tausend Hindernisse an; der andere ist ganz eben und gut. Ich habe vielleicht nicht genug Eitelkeit, auf dem erstern unverdrossen fortzufahren, für den andern aber bin ich von Natur aufgelegt, oder die Philosophie hat mich dazu gemacht. Den ersten betreten, ist dem Wunsche meiner Verwandten folgen, den andern, dem meinigen. Für den andern bin ich allezeit gerne bereit, wenn ich mir selbst überlassen wäre, für den erstern nur, wenn die blendenden Gegenstände mich selbst entziehen. Auf dem andern bin ich sicher, meine Absichten zu erhalten, denn es hängt nächst Gott allein von mir ab; auf dem erstern ist es sehr ungewiß, denn es hängt von den Menschen ab. Bei dem andern bin ich mein eigener Herr, bei dem erstern bin ich ein Sklave von hundert Narren und Toren. Warum denken die, denen ich verbunden bin, nicht wie ich? Ich litte gewiß niemals
dans mon petit Domaine

Que le Bon Sens pour Roi, que la Raison pour Reine.“

Im Jahre 1751 entfaltete Iselin einen ganz außerordentlichen Fleiß in seinen Studien; galt es doch, seine juristischen Studien durch das Lizentiatenexamen zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Dazu schrieb er eine lateinische Dissertation über einen bisher noch niemals behandelten Gegenstand, nämlich über die Grundzüge zu einem schweizerischen Staatsrecht unter dem Titel „Tentamen juris publici Helvetici“. Es war ein schweres Stück Arbeit. Zu aller Mühe hatte er noch den Verdruß, daß der Dekan der juristischen Fakultät, Professor von Waldkirch, seine Dissertation, weil zu wenig juristisch, anfänglich nicht annehmen wollte. Nachher ergab er sich drein, und die übliche öffentliche Disputation fand zur allgemeinen Befriedigung am 6. Juli 1751 statt. Immerhin durfte er vorläufig den Lizentiatentitel in Basel nicht gebrauchen; erst 1754, wie wir noch hören werden, erhielt er dazu die Erlaubnis. Am meisten Freude bezeugte darüber der „Oncle Oberst“, dem er seine Schrift auf dem Titelblatt neben seinem geliebten Präceptor Professor Birr gewidmet hatte. Er wollte nun nicht mehr, daß sich sein gescheiter Neffe für die erledigte Stelle eines Landvogts auf Homburg angebe und seine schönen Talente in diesem Sibirien vergrabe, um 800—1200 Pfund zu gewinnen, sondern sie in der Stadt anwende.

Gleichsam zur Belohnung für seinen Eifer durfte Iselin den „Oncle Oberst“ und den Deputaten Em. Stupanus auf einer diplomatischen Reise nach Solothurn begleiten. Es handelte sich um eine Einsprache des Standes Basel gegen ein Verbot der Gerberlohe aus dem Elsaß bei dem französischen Gesandten, dem Marquis de Paulmy d'Argenson. Sie verreisten am Abend des 28. August 1751 in der Staatskutsche, übernachteten in Liestal und kamen am andern Tag noch bei guter Tageszeit in Solothurn an, wo sie vermutlich in der Krone Quartier nahmen. Iselin kam zum erstenmal in das reizende Aarestädtchen, das ihm ausnehmend gefiel. „Es ist der angenehmste Ort der Welt: alles ist niedlich, alles ist artig, und alles verspricht feine Sitten. An dem Hofe fand ich alles von einem feinen Geschmacke, die Leute liebenswürdig und den Botschafter so verehrungswürdig als ihn jedermann findet. Derselbe hatte die Gutheit, als mein Oncle mich ihm vorstellte, mir zu sagen, er hätte meine Disputation gelesen und wäre froh, mit mir darüber zu reden. Die Particularaudiens des Herrn Abgeordneten kam aber dazwischen und darauf das Mittagessen, worauf wir gleich wieder verreiseten. Seine Excellenz sagte mir noch beim Abschiede, sie hätte gerne mit mir über diese Materie geredet. Ich habe aus diesem Anlasse zwei angenehme Bekanntschaften gemacht: die eine mit Hrn. Martinière, der Dolmetsch ist und die andre mit Hrn. Zurlauben, der die Histoire militaire des Suisses schreibt. Beide sind sehr liebenswürdige Leute. Ich habe meine Uhr zu Solothurn gelassen und ertrug es mit

einer großen Gelassenheit, als ich sie verloren glaubte. Hr. Joh. Bernoulli [der auch in S. war] hat sie mir wieder hieher gebracht." (Iselin an Frey.)

Nach Beendigung seiner Dissertation, oder wie er sagt Disputation, warf er sich mit einem wahren Feuereifer auf seine philosophischen Studien, denn sein lebhafter Geist konnte nie ruhen. Schon am 18. Juni 1751 schrieb er seinem Freunde: „Ich habe die Lust zu der Arbeit über die „Sitten der Menschen“ noch nicht verloren. Ich will nächster Tage den Entwurf und einige Hauptmaximen davon aus dem Heuwagen meiner törichtten Einfälle zusammenlesen und zusammenschreiben, um mir selbst einen deutlichen Begriff davon zu machen. Hernach will ich anfangen in dieser Absicht die Schriftsteller alle, so mir dienlich sein können, nach der Ordnung des Alters, darinne dieselben gelebt und geschrieben, zu durchgehen und was ich zu meiner Arbeit dienlich finde, daraus sammeln. Ich werde mit der Bibel anfangen und die bis zu Salomons Zeiten geschriebenen Bücher desselben zuerst lesen. Hernach will ich mich an den Homer und Hesiodus machen u. Ich will mich aber gar nicht eilen und trachten, aus meinen Lecturen nicht bloß diesen, sondern allen mir möglichen Nutzen zu ziehen. Man soll mir in 10 Jahren nicht mehr vorrücken, daß ich nichts aus den Quellen wisse. Es soll mir vielleicht ein Glück sein, mich nicht zu frühe an dieselben gewagt zu haben, ehe mein Geist ein wenig gebildet gewesen. Ich will nun trachten, denselben zu erweitern und ihm eine größere Sphäre zu geben. Ich will insonderheit auf die Philosophie, die Metaphysik und die Sittenlehre wie auch die Politik und die Jurisprudenz der Völker und Zeiten, deren Schriftsteller ich lese, auch in ihrer tiefsten Theorie Achtung geben. Vielleicht giebt dies meinem Geiste einen glücklichen Anlaß, sich über vieles mehr Licht zu erwerben.

Bemitleiden Sie meine Eitelkeit, mein lieber Freund! Sie haben großes Recht, dieselbe noch zu verlachen, aber Sie sein allzugroßmütig dazu. Es fällt mir ein Gedanke ein, von dem ich zweifle, ob ich Ihnen denselben sagen soll oder nicht; er ist allzutöricht, doch was machts, es ist nicht der erste von der Art, von denen ich Ihnen gesagt habe: Ich will entweder ein Narr werden oder etwas Großes. Dazu werde ich auch etwas Großes sein, wenn ich ein großer Narr bin.“

Als eine beachtungswerte Leistung aus dem „Heuwagen seiner törichtten Einfälle“ kann seine philosophische Abhandlung über Leibnizens Theodicee und anderes im 1. Band des Iselin-Archivs namhaft gemacht werden. Die Arbeit fällt eben in das Jahr 1751. Mitten im Laufe seiner erhabenen Gedanken wurde er aber durch die Krankheit und den Tod seiner Großmutter Iselin am 14. September 1751 und die damit zusammenhängenden langwierigen und für ihn äußerst unangenehmen Teilungsgeschäfte der Hinterlassenschaft an Gut und Geld empfindlich gestört. Ich will die Familienhändel, wie sie uns Iselin in seinem Tagebuch drastisch genug vorführt, hier nicht breitschlagen. Jedenfalls konnte er daraus lernen, daß sich seine Glückseligkeitstheorie wenig mit dem Mammon vertrug, und wir begreifen deshalb auch, daß er später in seinen Schriften, insbesondere in seinem „Plutus“, gegen den Reichtum eiferte. Einstweilen war er dankbar dafür und steckte seine 15—20 000 Basler Pfund fröhlich ein; denn nun war er seiner geliebten Frau Mutter nicht mehr zur Last und konnte auch den längst gehegten Plan einer Auslandsreise zur baldigen Ausführung bringen.

VIII.

Schon am 16. September 1751 schrieb er an Frey: „Ich denke izzund soll es richtig sein, daß ich eine Reise machen werde, und ich gedenke dieselbe alsobald anzutreten, wenn unsere Sachen [Ersachen] in Richtigkeit sein. Wenn ich hoffen könnte, daß Sie das künftige Jahr Ihre Semestres [Urlaub] hätten und etliche Monate in Paris zubringen könnten, so wollte ich zuerst meine Reise durch Deutschland, Holland und Engelland machen und so einrichten, daß ich im Winter des zukünftigen Jahres in Paris wäre. Paris würde mir alsdenn doppelt angenehm sein, wenn ich Sie daselbst fände. Sollte

ich aber dieses nicht hoffen dürfen, so gedächte ich noch in diesem Winter, im Monat Jenner, wenn es möglich wäre, nach Paris zu gehen. O, wenn Sie diesen Winter hinkommen könnten, mein Freund, nur für 2 Monate, welch ein Vergnügen für mich!"

Eine Verabredung mit Frey für den Winter 1752/53 wäre möglich gewesen; aber nun machte Iselins Familie, die sich stark in diese Angelegenheit mischte, gegen dieses Projekt allerlei Einwendungen, wie aus nachfolgender Brieffstelle vom 28. November 1751 ersichtlich ist: „Meine Reise nach Paris wird so erwünscht nicht vor sich gehn, indem ich dieselbe unmöglich auf die Zeit verschieben kann, da ich mir versprochen habe, mit Ihnen hinzugehen. Meine geliebte Mutter und mein „Oncle Oberst“ wollen mit Gewalt, ich solle diesen Hornung noch hingehn und machen, daß ich vor 6 Monaten wieder bei Hause sei, weil ich sonst die Zeit, da ich noch in Basel bleiben sollte, verlieren würde, und es mir hinderlich sein könnte, wenn sich eine Gelegenheit zu einem Amte, zu einer Heirat oder sonst zu etwas eröffnete.“ Ähnlich lautet ein Brief vom 5. Christmonat 1751: „Es ist nun mit unsrer Reise nach Paris völlig aus, und ich kann dem Willen meiner geliebten Mutter und meines Oncles unmöglich widerstehn, da er sich auf so gute Gründe stützt. In der That, ich würde hier mehr als 6 Monate verlieren, wenn ich nicht so frühe hingehge als möglich ist, und diese Zeit kann in meinem Alter und in meinen Umständen von großer Wichtigkeit sein. Es ist gewiß, daß ich nun nicht halb so viel mehr Lust habe nach Paris zu gehn, seitdem ich ohne meinen lieben Freien hingehen soll, alleine ich muß da durch. Ich gedenke sobald zu verreisen als sein kann und mich in Straßburg eine kurze Zeit aufzuhalten, wo ich eben einen Vorschmack der französischen Sitten und Lebensart bekommen werde. In Paris gedenke ich die meiste Zeit meiner Abwesenheit mich aufzuhalten und durch Holland und einen Teil von Deutschland wieder zurückzukehren. Nichts verdrüßt mich so sehr, als daß ich nicht mehr hoffen darf, Göttingen, das ich so sehr liebe, wieder zu sehn und Mosheim, Hallern und Schmaußen nicht mehr zu sprechen.“ Nun zeigten sich aber neue Schwierigkeiten. Iselin schreibt am 13. Januar 1752 weiter:

„Izzund, mein allerliebster Freund, haben alle unsre schönen Projekte ein Ende. Durch alle Projekte, die ich von meiner Reise gemacht, habe ich es endlich so weit gebracht, daß dieselben zu nichte geworden. Das letzte Projekt war in meinen Augen das schönste, und dieses eben war die Ursache, daß alles verloren gegangen. Ich wollte zuerst, nachdem ich in Metz meinen teuern Freund umarmt hätte und einige Wochen in desselben Umgange zugebracht, nach Holland, von dannen nach Engelland und alsdenn nach Paris gehn. Ich würde also beinahe auf die Zeit in Paris gewesen sein, da Sie, mein lieber Frey, auch daselbst gewesen sein würden. Aber der Herr Oncle Oberst, der Regent in unserer Familie, fand dieses Projekt so dumm, daß nichts dümmeres hätte sein können, und er glaubte, wenn ich nur Paris gesehn haben würde, so würde ich schon gescheit genug sein. Er machte mit derjenigen Autorität, die Sie an demselben kennen, einen solchen Lärm, daß ich nicht wußte, wo mich hinvenden, und bestimmte den Tag meiner Abreise auf den zweiten Hornung (1752) und die Zeit und Einrichtung meiner Reise auf eine Art, daß ich hätte müssen wie an einem Führerbande gehn. Dies machte alle im Hause verdrüßlich und erweckte ein allgemeines Mißvergnügen. Meine geliebte Mutter und Großmutter waren ohnedieses über meine Reise außerordentlich betrübt, und Sie wissen, wie sehr die Hindernisse mich von meinen Vorsätzen und Entschlüssen wankend machen. Überdies hatte meine Mutter eine ernsthafte Konferenz mit mir und versprach mir endlich, wenn ich bei Hause bleiben würde, jährlich 100 Basler Pfund. Was wollte ich machen? Ich nahm es an, und izzund ist meine ganze Reise zu Wasser geworden, und izzund habe ich einen Pelzmantel, einen plüschenen Rock, eine ponceau-atlaffene Weste mit Gold besetzt u. umsonst machen lassen.“

Aber der „Oncle Oberst“ ließ mit seinem Drängen auf Iselins baldige Abreise nicht nach. Am 22. Januar 1752 erschien er wieder im „Klösterli“ und verlangte kategorisch, der Nefte müsse am 2. Februar nach Paris abreisen. Was wollten die beiden eingeschüchterten Frauen machen? Die Vor-

bereitungen zur Reise wurden schleunigst getroffen, der große Koffer gepackt, noch eine goldene Uhr und goldene Borten an den Hut gekauft, und nun ging's wie beim „Peter in der Fremde“ ans Abschiednehmen bei Verwandten, Freunden und Bekannten, was Iselin alles getreulich in seinem Tagebuche notiert. Dann erhielt er noch Gegenbesuche von allen diesen Personen, darunter von Daniel Bernoulli, der ihm einen Empfehlungsbrief an den berühmten Naturforscher Buffon in Paris mitgab. Auch auswärtige Freunde wurden von dem wichtigen Ereignis in Kenntniss gesetzt, so der Kanzlist und spätere Stadtschreiber Salomon Hirzel von Zürich, mit dem er eben in regen Briefwechsel gekommen, der bis zu seinem Tode fortbauerte. Der Brief Iselins vom 30. Januar 1752 sagt hierüber: „Ich will einmal nicht verreisen, ohne von Ihnen, mein wertester Freund, Abschied zu nehmen. Mein Brief aber wird wie die Abschiedsbesuche sehr kurz sein, da ich noch am Dienstag zu opponieren habe. Ich werde Ihnen von Paris schreiben. Ich bitte Sie, mir Ihre Neuigkeiten in Bereitschaft zu halten. Ich denke in der Tat über die Poesie wie Sie. Ich habe nun meine poetischen Gelüste gebüßet und werde das Handwerk aufgeben. Ich umarme Sie und werde in und außer dem Vaterlande allezeit sein Ihr Ergebenster Iselin.“

In der Tat opponierte Iselin am Dienstag den 1. Februar 1752 dem Lizentiaten Joh. Heinrich David und verreiße nach einem nicht minder tränenreichen Abschiede, wie bei seiner Abreise nach Göttingen, den 2. Februar 1752.

IXa.

Ich muß aber noch, bevor wir Iselin nach Paris begleiten, eines Umstandes gedenken, der für seinen Aufenthalt daselbst nicht gleichgültig war. Am 8. Dezember 1751 lernte er nämlich eine Schrift des ihm bis dahin gänzlich unbekanntem Jean Jacques Rousseaus von Genf kennen, die auf ihn einen ganz ungewöhnlichen Eindruck machte. Schon am 11. Dezember fühlte er sich gedrungen, seinem Freund Frey darüber folgendes zu schreiben: „Ich habe dieser Tage eine Schrift gelesen, die im Jahre 1750 bei der Akademie von Dijon den Preis davongetragen hat. [Sie führt den Titel: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs.]

Der Verfasser, Herr Rousseau von Genf, behauptet darinne, daß die Wissenschaften mehr das Verderbniß als die Verbesserung der Sitten befördern. Man kann nicht läugnen, daß nicht ein feiner Wisz und eine feurige Beredsamkeit dieses Werkchen auf allen Seiten zieren, aber ich glaube, man kann ohne Parteilichkeit für die Künste und Wissenschaften den Satz, den dieser geschickte Genfer mit so vieler Lebhaftigkeit verfißt, für eine vollkommene Falschheit ansehen. Der Hauptbeweis, den derselbe von seiner Meinung gibt, ist eine Induktion, daß allemal, wenn die Wissenschaften auf dem Höchsten, die Sitten auch am schlimmsten gewesen. Erstlich ist dieses noch nicht erwiesen; im Gegenteil, die Beispiele aller Zeiten und aller Völker beweisen, daß die Künste und Wissenschaften die natürliche Wildheit und Rohigkeit der Menschen gemildert haben. Zum zweiten sind zwei Dinge oft miteinander zu der gleichen Zeit, ohne daß eines des andern Ursach oder Wirkung ist.

Die Sitten unsrer Zeit sind verderbet, aber ist es deswegen, weil Bernoulli [Daniel], Mau-pertius, Wolff, Euler und Haller den innern Bau der Natur mit philosophischen Augen ansehen oder weil Voltaire, Klopstock, Gresset, Thomson und andre mit ihren göttlichen Gedichten die wenigen glückseligen Sterblichen entzücken, die die Vorsehung zu etwas Höherem bestimmt hat, als das Feld zu bauen oder mit der Jagd sich zu ernähren wie die alten Kelten und Skythen? Das glaube ich nicht. Das Verderbniß entspringet aus den Reichthümern und der Handtschaft, die die großen Schätze in unsre Länder bringet, nicht aus den Wissenschaften, die für sich die Menschen weder reich noch schlimm machen, es sei denn zufälliger Weise, eben weil das Verderbniß anders woher auf dieselben fließet. Man ist den schlimmen Sitten den Mißbrauch der Wissenschaften schuldig, aber nicht den Wissen-

händlich mir
(S. 114)

schaften die schlimmen Sitten. Spinoza war bei seinem abscheulichen System [Pantheismus] tugendhaft aus Temperament, und sein System machte ihn nicht lasterhaft, aber viele sind lasterhaft und nehmen dieses System an, um ihre Laster zu entschuldigen. Mit dem Epikurismus und dem Skepticismus ist es auf die gleiche Art beschaffen.

Die schlimmen Sitten allein vergiften die Wissenschaften, und dadurch werden in der Tat die Wissenschaften gefährlich, so wie ein Gift, das man für eine Arznei nimmt. Aber bei guten Gemütern, die stark genug sind, ist nichts zu fürchten, und schwache werden gewiß eher durch alles andre verderbet und durch die Gelehrtheit niemals, als wenn sie schon vorher mit dem schädlichen Gifte der Verderbnis angesteckt sind, dadurch sie doch oft auch davon geheilet werden, nachdem sie dieselben von Händen empfangen, die dieselben wohl übel zubereiten, wie die beste Arznei zu einem Gifte werden kann.“

IXb.

Iselins Reise nach Paris, Aufenthalt daselbst und Heimkehr in seine Vaterstadt umfaßt die Zeit vom 2. Februar bis 13. August 1752; davon fallen etwas mehr als drei Monate auf Paris, worüber Iselin ein ausführliches Tagebuch geschrieben hat. Es ist weitaus der bewegteste und interessanteste Abschnitt seines sonst so ruhig dahinfließenden Lebens.

Die Reise führte über Straßburg, das ihm aber nicht besonders gefiel; das Münster wird mit einem Satz abgetan. Mehr interessierte ihn die Bekanntschaft mit dem berühmten Historiker und Altertumsforscher Johann Daniel Schöpflin (1694—1771), dessen *Alsatia illustrata*, Band I, eben erschienen war. Iselin hatte später zu Schöpflin allerlei amtliche und persönliche Beziehungen; auch unterhielt er mit ihm einen kleinen Briefwechsel, von dem noch einige Briefe Schöpflins im Iselin-Archiv vorhanden sind. Schon nach zweitägigem Aufenthalt verließ Iselin Straßburg und begab sich wider alle Abrede mit seiner Familie zu seinem Freunde J. R. Frey, nunmehr Alidemajor im Schweizerregiment Vocard, nach Mez. Man war im „Klosterli“ über diese eigenmächtige Handlungsweise des „cher fils“, zumal in der Karnevalszeit, wo es in Offizierskreisen ziemlich toll zuging, aufs äußerste empört; allein der „cher fils“ nahm weiter keinen Schaden an seiner Seele. Er verblieb 2 $\frac{1}{2}$ Wochen bei seinem Freunde, amüsierte sich köstlich; nur das „verhaßte Umfressen“ wollte ihm nicht behagen.

Am 26. Februar verließ er endlich Mez und verreiste mit der Landkutsche nach Paris, wo er erst am 5. März 1752 nach einer ziemlich beschwerlichen Reise ankam. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt im Hôtel de Bruxelles bezog er am 7. März ein chambre garnie im Hôtel de Londres in der rue Dauphine. Den Mittags- und Abendtisch nahm er nebenan in der Familienpension Albrecht im Hôtel impérial. Iselin wurde an diesem 7. März 1752 vierundzwanzig Jahre alt und nach damaligem baslerischen Gesetz majorenn und damit ämterfähig. Die Formalität der Majorennitätserklärung durch den Kleinen Rat war zwar schon vor seiner Abreise nach Paris am 15. Januar 1752 geschehen, aber in Erinnerung an diesen wichtigen Tag in seinem Leben schrieb er sofort in sein Tagebuch: „Heute ist mein Geburtstag. Ich habe wenig daran gedacht bis izt. Ich fange nun an regimentfähig zu sein; ich muß hiemit aufhin mir mehr Mühe geben, ein rechtschaffener Mensch und Bürger zu sein.“ In der Tat wurde Iselin während seiner Abwesenheit zum Mitmeister „zur Mägd“ gewählt: Iselins erste Ehrenstelle.

Iselin hatte es mit seiner Familienpension sehr gut getroffen, zwar etwas teuer: 150 L. pro Monat für Mittags- und Abendtisch, ungerechnet beträchtliche Neben- und Ehrenaussgaben. Er hatte aber auch etwas für sein Geld: nicht nur ein sehr gutes Essen und eine aufmerksame Bedienung, sondern auch eine angenehme Gesellschaft, sowohl was die Familie Albrecht als die Mitpensionäre betraf. Die Familie Albrecht bestand aus Herrn und Frau Albrecht und aus zwei artigen, wohl-

erzogenen und gebildeten Töchtern: der ältern Goton (von Margoton, Gretchen) und der jüngern, fast noch im Kindesalter stehenden Fanny. Der Vater stammte von Zürich und war von Beruf Kaufmann, die Mutter vermutlich aus Genf, wo die Familie lange Jahre in wohlhabenden Verhältnissen gelebt hatte. Da kam der Bankrott (was Iselin allerdings erst später erfuhr), und die Familie verzog sich nach Paris, wo Albrecht eine bescheidene Stelle als Commis versah, und seine Frau mit ihren Töchtern eine Pension führte, die aber auch nicht recht prosperieren wollte. Schon beim ersten Erscheinen in der Pension Albrecht, am 8. März, fühlte sich Iselin von dem Liebreiz der beiden jungen Mädchen angezogen, und er notierte am Abend in sein Tagebuch: „Welch ein Unterschied zwischen diesen Mädchens und den Baslerinnen! Indessen nichts von Liebe. — Es könnte doch eine kleine Neigung geben, mich von schlimmen Begebenheiten abzuhalten. Ich muß aber fürchten, alsdenn zu weit zu gehen. Herr Albrecht hat nicht einen Heller. Nein, Iselin, hüte dich!“ In der That entwickelte sich nun zwischen ihm und der ältern Albrecht eine unschuldige Liebelei oder Galanterie, wie man damals sagte, die sich wie ein goldener Faden durch sein Tagebuch zieht, ein Spielen mit Gefühlen, das uns heutzutage recht langweilig vorkommt. Sehr ansprechend dagegen ist die Schilderung ihres Charakters. „Einen bessern Charakter als den ihrigen glaube ich niemals gefunden zu haben. Sie besitzt das beste Gemüte von der Welt, und ich kann ihre beständige Gleichheit nie genug bewundern. Niemals habe ich sie verdrießlich, niemals habe ich sie in einem schlimmen Launen gesehen. Die vornehmste und schönste Folge eines guten Gemütes ist die Aufrichtigkeit, und auch diese Tugend besitzt die Albrecht in dem höchsten Grade und beinahe bis zur Unflugheit. Sie ist sehr wohl auferzogen, und man sieht aus allem ihrem Betragen, daß man ihr von Kindheit an nichts als gute Neigungen eingepflanzt. Sie ist die Bescheidenheit selbst und hat sehr gute Manieren. Es ist ganz was anders als diese platte Ungezogenheit unsrer Baslerinnen.“

Was die Mitpensionäre betrifft, so war ihre Zahl zwar sehr klein, aber es waren geistreiche und bedeutende Leute: Penn, ein Engländer, der schwedische Baron Funk, ein Geologe, Maurier von Bevey, Kaplan bei der holländischen Gesandtschaft, und Dr. de Rabour von Genf nebst seiner jungen Frau; Iselin spricht sehr oft und mit großer Verehrung von diesem liebenswürdigen Ehepaar, das sich nicht scheute, sich als solches vor der Welt auszugeben, was damals in Paris nicht Sitte war. Am engsten aber war Iselins Freundschaft mit dem Engländer Penn. Über diesen merkwürdigen Mann, der später berufen war, eine hohe Stellung in Amerika einzunehmen, kann ich folgendes mitteilen: John Penn (1729—1795) war der Großsohn William Penns (1644—1718), des Beschützers der Sekte der Quäker und des Gründers des Staates Pennsylvanien. Durch eine Mesalliance war der junge John Penn mit seiner Familie zerfallen und trieb sich jahrelang auf dem Kontinent herum. Eben zu der Zeit, als ihn Iselin kennen lernte, war die Versöhnung hergestellt, und Penn durfte wieder nach England zurückkehren, um, wie Iselin glaubte, als stellvertretender Gouverneur nach Pennsylvanien zu gehen, was aber erst 1763 geschah. Von 1773—76 war er Gouverneur von Pennsylvanien. In den Kämpfen dieses aufblühenden Staates um seine politische Freiheit unter der Führung Benjamin Franklins nahm John Penn eine vermittelnde Stellung ein. Er erwarb sich durch seinen liebenswürdigen Charakter, durch seine ganz an Iselin erinnernden humanitären Bestrebungen die allgemeine Achtung und starb kinderlos, tiefbetrauert 1795 in Philadelphia. Seine sterblichen Überreste wurden später nach England gebracht. Man darf die Vermutung aussprechen, daß unser Iselin auf diesen in Paris dem sittlichen Verderben nahestehenden jungen Mann einen sehr wohlthätigen Einfluß ausübte. Penn verließ Paris am 20. April 1752. Iselin schrieb nach seiner Abreise in sein Tagebuch: „Seine Abreise tat mir recht wehe. Es ist gewiß ein recht liebenswürdiger Mensch; ich weinte fast, als ich ihn verreisen sah. Ich verliere eine allzuangenehme Gesellschaft. Wie sehr bedaure ich diesen jungen Menschen nicht.“ Iselin hörte nie mehr etwas von ihm.

In dieser gemüthlichen Pension blieb nun Iselin bis zum Ende seines Aufenthaltes. Wohl dachte er gelegentlich daran, in einem öffentlichen Gasthaus (das Wort Restaurant war damals noch nicht üblich) zu speisen. „In den Auberges macht man viele Bekanntschaften, man ist frei, zu speisen mit wem man will, man ist wohlfeiler; allein bei Herrn Albrecht habe ich eine so angenehme Gesellschaft, daß ich mir keine andere wünschen soll.“ Namentlich die Abende nach dem Nachtessen waren recht vergnügt: man musizierte, tanzte, deklamierte, spielte sogar Theater, machte Gesellschaftsspiele zc.; nur das hohe Geldspiel, das in Paris, wie übrigens auch in Basel, stark grassierte, liebte er nicht.

In Basel las man seine begeisterten Schilderungen seines Lebens in der Pension Albrecht mit gemischten Empfindungen, und der „Oncle Oberst“ hatte die Aufgabe, den „cher neveu“ hierüber aufzuklären. So schrieb er ihm denn am 4. April 1752: „Je vous avoue naturellement, la façon comme vous pensez dans votre lettre ne m'a nullement satisfait; ça fait que je n'ai pas tardé à vous répondre. Il serait ridicule si vous ne faisiez uniquement consister vos occupations à rester le soir chez votre hôte et hôtesse avec leurs filles. En ça je vous loue que vous ne sortez point l'après-souper, je vous prie instamment de ne le jamais pratiquer et le jour vous amuser aux Tuileries, au café, à l'Opéra et à la Comédie. Il faut tâcher de vous introduire et mieux profiter du temps que vous avez à rester à Paris. Je vous ai parlé si vous ne voyez Monsieur de Zurlauben? Vous devez le voir et le chercher. Il vous procurera d'autres personnes à connaître que les parents de votre ami Frey. Il ne faut point rester à Paris dans le petit, il faut tâcher d'entrer dans le grand monde absolument, et je vous réitère, il faut employer tout au monde pour voir Monsieur de Chavigny, notre ambassadeur futur. Vous ne sauriez mieux être introduit que par le dit Monsieur de Zurlauben. Je vous le réitère, je vous le dirais cent fois: il faut déterrer Monsieur de Zurlauben. Par lui vous seriez introduit chez l'Ambassadeur, et il peut vous introduire dans le grand monde.“

Aber Iselin wollte von einem solchen Plan durchaus nichts wissen und wehrte sich heftig dagegen. Er machte zwar aus Gefügigkeit gegen den „Oncle Oberst“ bei dem ihm von Solothurn her bekannten Gardekapitän von Zurlauben einige schwache Versuche in dieser Richtung, aber ohne Erfolg. Das Antichambrieren bei Hofe war durchaus nicht nach Iselins Geschmack. Auch die stolze Burckhardtin war in diesem Punkt durchaus auf seiner Seite und schrieb ihm voll Ärger: „Pour Zurlauben, je ne veux plus entendre de lui parler. Laissez courir cet animal, vous n'êtes pas obligé de lui faire la cour.“ Viel lieber suchte er die Bekanntschaft mit Gelehrten, Künstlern und Literaten. Deshalb besuchte er fleißig das café Procope, das Stellbischein der Literaten, aber ohne viel dabei zu gewinnen. Von weit größerm Nutzen war ihm sein intimer Verkehr mit dem berühmten Kupferstecher und Maler Baptiste Massé (1687—1767), dessen Bekanntschaft ihm Herr Godefroi, ein Verwandter seines Freundes Frey verschafft hatte. Durch ihn lernte er auch noch andere Künstler kennen und bekam dadurch ein Verständniß für die Kunst, das ihm bis dahin durchaus gefehlt hatte. Und als Iselin wieder in Basel war, suchte er das Gelernte für seine Vaterstadt praktisch zu verwenden, indem er den Anstoß zur Gründung einer Zeichnungsschule gab und überhaupt mehr Gewicht auf die ästhetische Erziehung des Menschen legte. Auch kam er mit einer bedeutenden Anzahl Gelehrter von Ruf in nähere Beziehung; am meisten interessierte er sich für den berühmten Naturforscher Buffon, Intendant du Jardin du Roi (jetzt Jardin des Plantes), an den er, wie schon bemerkt, eine Empfehlung von Daniel Bernoulli hatte. Leider mußte Iselin lange warten, bis er ihm denselben übergeben konnte, denn Buffon war längere Zeit abwesend. Aber seine häufigen Spaziergänge nach dem Jardin du Roi waren ihm durchaus kein Mißvergnügen, namentlich wenn es in so angenehmer Gesellschaft geschah wie am 25. Mai. Er schreibt hierüber: „Mit Herrn Albrecht, der Frau Albrecht und den beiden Jungfern au Jardin du Roi gefahren. Wir besahen das Königl. Cabinet der Naturgeschichte, das ungemein

wohl eingerichtet ist. Der Herr von Buffon ist gleichsam als der Schöpfer davon anzusehen. Es ist recht reizend und in einer sehr in die Augen fallenden Ordnung. Wie weitläufig ist nicht die Natur in allen ihren Reichen! Wie erstaunend, wie bewunderungswert! Welch eine edle und angenehme Beschäftigung ist nicht die Betrachtung und Erforschung ihrer Wunder!“ Iselin las nun auch fleißig in dem seit 1749 im Erscheinen begriffenen Werke Buffons: „Histoire naturelle“, das in der französischen Literatur auch heute noch als ein klassisches Werk gilt, ähnlich wie Brehms „Tierleben“ in der deutschen. Um sich auch im Gebiete der Physik etwas bekannt zu machen, nahm er bei dem Abbé Nollet einen Kurs in dieser damals eben auch in Basel durch Daniel Bernoulli eingeführten Wissenschaft. Alles was Iselin über diese ersten populären Vorlesungen in französischer Sprache in seinem Tagebuch berichtet, ist sehr wertvoll und amüßant.

Endlich, am 16. Juni 1752, war Buffon für Iselin zu sprechen. Buffon empfing ihn überaus wohl, erkundigte sich angelegentlich nach Daniel Bernoulli und fragte, ob er verheiratet sei „car chez vous on se marie encore“. Das war eine kurze Unterredung. Iselin versuchte sein Glück noch zweimal, aber ohne bessern Erfolg. Buffon war beidemal sehr höflich gegen ihn, hatte aber offenbar keine Zeit zum Plaudern zu verlieren. Dazu fand Iselin in der Tat bessere Gelegenheit im Salon der Schriftstellerin Madame de Graffigny (1695—1758), bekannt durch ihren Roman „Lettres d'une Péruvienne“ (1747) und durch ihr Rührstück „Cénie“ (1750). Mit Rousseau stand sie nicht auf bestem Fuß und suchte auch Iselin gegen ihn aufzubringen, was ihr auch teilweise gelang. Der Verkehr mit dieser liebenswürdigen Dame, die ihn gerne ein wenig bemutterte, bot ihm außerordentlich viel Anregung und Befriedigung. Er führte nach seiner Rückkehr eine kleine Korrespondenz mit ihr, von der vier Briefe der Madame de Graffigny erhalten sind, die aber nicht viel bedeuten. Auffallend ist daran die unglaublich schlechte Orthographie. Nicht minder anregend war für Iselin sein Verkehr mit dem Schriftsteller Fr. Melchior Grimm (1723—1807), dem Sohn eines lutherischen Geistlichen zu Regensburg. Er zeigte schon früh schöngeistige Neigungen, studierte in Leipzig alte und neue Literatur, Philosophie etc., schloß sich Gottsched an, der sein Trauerspiel „Banise“ in den vierten Teil seiner „Schaubühne“ (1743) aufnahm. Im Jahre 1748 ging er nach Paris, um dort sein Glück zu machen, was ihm auch mit der Zeit gelang. Einstweilen war er aber noch der bescheidene Sekretär des Marschalls Friesen. Er bewegte sich hauptsächlich in den encyclopädischen Kreisen und war mit Diderot und J. J. Rousseau eng befreundet. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die Franzosen mit den Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen und durch seine zwei Briefe im Mercure de France 1750 und 1751: „Sur la littérature allemande“ Aufsehen erregt. Frey machte Iselin auf ihn aufmerksam, und Albrecht verschaffte ihm seine Bekanntschaft. Am 16. April 1752 erschien Grimm bei Albrechts zum Mittagessen, und sofort entwickelte sich zwischen diesen beiden Schöngeistern eine anregende Unterhaltung über deutsche und französische Literatur. Auch von J. J. Rousseau war viel die Rede. Iselin hatte natürlich den lebhaftesten Wunsch, den seltsamen Genfer Philosophen, dessen Satz von der Verderbtheit der Sitten durch die Künste und die Wissenschaften ihm so viel zu denken gab, kennen zu lernen. Das war aber nicht so leicht. Denn J. J. Rousseau hatte sich, wie wir ausführlich im achten Buch seiner „Confessions“ lesen können, von der falschen Welt abgeschlossen und sich mit seiner Thérèse in den vierten Stock eines Hauses in der rue Platrière, die nun seinen Namen trägt, eingesponnen, nachdem er vorher seine fünf Kinder dem Hôtel des Enfants trouvés anvertraut hatte, was Iselin erst viele Jahre später erfuhr. Zudem war er mit Arbeit überhäuft. Er mußte sein tägliches Brot mit Notenschreiben verdienen, war auch Mitarbeiter der eben im Erscheinen begriffenen Encyclopédie, hatte sich immer noch mit der Feder gegen seine zahlreichen Feinde zu wehren, und endlich arbeitete er intensiv an einem Singspiel „Le Devin du village“. Intimen Verkehr hatte er damals eigentlich nur mit Diderot und Grimm, mit denen er später bekanntlich auch noch zerfiel.

Jeder neugierige Versuch, bei ihm Zutritt zu erhalten, wie dies Iselin bei dem bald hundertjährigen Fontenelle gelungen war, wäre hier ganz erfolglos gewesen. Nur ein glücklicher Zufall konnte ihm das Vergnügen verschaffen, Rousseaus Bekanntschaft zu machen. Dieses Glück wurde ihm nun in der That durch die Vermittlung Grimms zuteil. Er mußte allerdings lange darauf warten und hatte also noch genug Zeit, sich weiter mit Rousseaus „Satz“ zu beschäftigen und die darauf bezüglichen Schriften zu lesen. Endlich erschien der große Tag. Es war der 10. Juni 1752, ein Donnerstag.

Grimm hatte Iselin und Albrecht zum Mittagessen eingeladen. „Als wir hereintraten,“ schreibt Iselin in sein Tagebuch, „sahen wir einen kleinen Menschen, der gar kein gutes Ansehen hatte und schlecht und ohne Geschmack gekleidet war. Es ahnte mir gleich, wer es sein könnte. Herr Albrecht meinte zuerst, es wäre Herrn Grimms Schneider, bis Herr Grimm sagte, er wäre froh, daß er uns könne mit Herrn Rousseau speisen machen. Wir unterhielten uns über allerhand Sachen. Sie hatten einen neuen kleinen Acte d'Opéra, „le Devin du village“, den Herr Grimm größtenteils auf dem Klavier spielte und Rousseau sang. Es ist etwas ungemein Schönes. Bei dem Mittagessen brachten wir die Zeit trefflich wohl zu. Rousseau ist ein großer Freund der Gleichheit der Stände. Als ich ihm sagte, daß bei uns alles in einer vollkommenen Gleichheit wäre, bot er mir die Hand: „Touchez-là, Monsieur,“ sagte er, „je suis charmé qu'il y ait encore une république dans ce monde;“ allein als Herr Grimm und ich demselben hernach weitere Erklärungen gaben, so fand er diesen Stand nicht mehr so republikanisch. Er glaubet, es sei eine solche Gleichheit, wie er sich diese vorstelllet, unter den Menschen sehr möglich; ich weiß aber nicht, ob es nicht platonische Projekte sein. Als ich Herrn Rousseau sagte, die Reichtümer und andere Ursachen wären mehr an dem Verderbnisse schuld als die Wissenschaften, antwortete er, das wäre eben die Sache; diese Herren nisten sich nirgendwo ein, als wo sie reiche Leute finden. Ich warf ihm vor, er wäre ein Undankbarer gegen die Gelehrtheit, indem er durch dieselbe so viele Vorteile erhalten. „Plût à Dieu que je fusse ignorant, je vaudrais mieux!“ Er sagte, er stehe nebst dem Sokrates und dem Montaigne allein für die gute Sache. Der gesunde Verstand seien besser als alle Gelehrtheit, und was die Gelehrten sagen, daß sie uns die Wahrheit lehren, sei eine Charlatanerie; er siehet dieselben als Vergifter an. Herrn Rousseaus Satz könnte doch in der That nicht übel gegründet sein. Ich will keine Partie noch ergreifen, sondern, wenn ich wieder bei Hause bin, will ich in meinen Studien denselben nach und nach untersuchen, wie weit alles dieses gegründet sei. Es ist ein recht göttliches Vergnügen mit dergleichen Leute zu sein, und wenn ich in Paris bleiben könnte, wenn ich hier die größte Zeit meines Lebens zubringen hätte, wie glücklich wäre ich nicht! Dieser Mittag ist einer von den angenehmsten, die ich in meinem Leben zugebracht.“

Am 14. Juni machte Iselin, wieder von Albrecht begleitet, Rousseau, wohl auf dessen Einladung, einen Besuch. Sie wurden beide sehr wohl empfangen. „Wir fanden ihn an Musik arbeitend; er ist ein trefflicher Mann. Er sezet sein ganzes Glück in die Einschränkung seiner Begierden und in die Unabhängigkeit. Er sagt, man müsse sich entschließen können au quatrième zu wohnen und möbliert zu sein wie er, um vergnügt zu sein. „Ne donner des ordres à personne et n'en recevoir de qui que ce soit“ ist seine große Maxime. Er will nicht Herr und nicht Knecht sein. Er glaubet, ohne Begierden würde der Mensch am glücklichsten sein. Er soll trachten, einmal sich in einen mäßigen Stand zu setzen, eine Lebensart, darinne man unabhängig ist zu wählen und alsdenn nichts weiteres zu verlangen. Er glaubet, dieses sei allen Menschen möglich. Herr Rousseau ist kränklich; er ist dem Steine unterworfen. Ich glaube, er hat seinem kränklichen Leibe, der ihn in vielen Stücken des Genusses unfähig macht, einen großen Teil seiner Philosophie zu verdanken. Man sollte aus seinem Umgange nicht schließen, daß er ein so witziger, lebhafter und geistreicher Schriftsteller wäre. Er redet nichts als gesunden Verstand und zeigt in allem eine ausnehmende Einfältigkeit; darum will er dem guten Herrn Albrecht nicht einleuchten. Ich finde ihn aber ungemein nach meinem Ge-

schmacke. Das wäre ein Mann für mich." Leider hat später Iselin nicht immer so schön über Rousseau gesprochen und geschrieben. Er sah dann Rousseau noch einige Male in der Comédie française (Théâtre français), welche unsere beiden Moralphilosophen mit großem Vergnügen besuchten, obschon sie sich später als eifernde Gegner des Theaters aufwarfen. Alles was Iselin über seine Unterredungen hierüber, überhaupt über das Theater in Paris, mitteilt, ist außerordentlich ansprechend. Iselins Bemerkungen über das Pariser Theater nehmen wohl einen Viertel seiner Aufzeichnungen ein, aber ich darf doch nicht sein ganzes Tagebuch hier ausnützen. Ich kann nur wünschen, daß es recht viele Leser ansehen; es wird sie nicht gereuen. Immerhin will ich zum Schluß noch eine Schilderung der letzten Vorstellung, die er am 15. Juli in der Comédie française erlebte, daraus entnehmen. Es war *Rodogune* von Pierre Corneille, sein Lieblingsstück. „Ich bin während dieser Vorstellung fast in einer beständigen Entzückung gewesen. Welch eine Majestät, Welch eine Größe, Welch ein Feuer in der Aktion und in den Ausdrücken der Dumesnil, die ihresgleichen nicht hat! Welch eine Zärtlichkeit, Welch ein Adel, Welch eine Sittsamkeit bei dieser bewunderungswürdigen Gaußin! Wie rührend ist nicht der Ton ihrer Stimme! Und Lekain! Mit Welch einem Feuer, mit wieviel Geschicklichkeit, mit wieviel Leidenschaft, wie richtig, wie rührend drückt er nicht die schwersten Stellen aus! Und wie sehr muß dieses nicht die Dumesnil erheben, wenn man, so sehr man Lekain bewundert, dennoch sagen muß, er komme derselben noch lange nicht bei.“

Iselin verließ Paris am 18. Juli 1752. Vor der Abreise schrieb er noch in sein Tagebuch: „Ich verreise. Ich gehe zu Herrn Albrecht, Abschied zu nehmen. Ich verlasse Paris nicht ohne Schmerzen, und dennoch bin ich froh, dasselbe zu verlassen. Ich verzehre hier viel Geld. Gute Nacht Opera, Komödie, Lustbarkeiten, Herr Massé, Herr Godefroi, Madame de Graffigny, Herr Ritter etc.“ Den guten Rousseau hat er in der Eile vergessen zu notieren!

Nach einer langen beschwerlichen Reise über Lyon, Besançon, Pontarlier gelangte er am 31. Juli nach Genf, wo er seinen Freund Eglinger, der nun dort Pfarrer der Deutschen Gemeinde geworden war, antraf. Von Genf reiste er nach Bern. Hier traf er zufällig seine beiden Göttinger Studienfreunde: Jenner und Zimmermann unterm Zeitloekenturm an. Er verlebte mit ihnen ein paar fröhliche Tage. Dann ging's über Solothurn und über den Hauenstein nach Liestal, von wo aus er einen Abstecher nach dem Bad Neu-Schauenburg machte, um den „Oncle Oberst“ en passant zu besuchen, und am 13. August 1752 kam er wieder wohlbehalten in der lieben Vaterstadt und im „Klösterli“ natürlich sehnsuchtsvoll erwartet an.

X.

Ehe ich in meinem etwas gradlinigen Lebenslauf des jungen Iselin weiterfahre, will ich hier einen kleinen Halt machen und allerlei Bemerkungen anbringen, die zur Charakteristik seiner komplizierten Natur, die ihm selber so fremd vorkam, dienen dürften.

Er fühlte in seinem ganzen Wesen etwas Unfertiges, das er mit Schmerzen empfand, und wogegen er mit allen Kräften anzukämpfen suchte, ohne es ganz beseitigen zu können, eben weil es in seiner Natur lag. Zudem sah er seine Zukunft in einem dunkeln Spiegel. „Je mehr ich meine eignen Umstände und meinen Charakter überdenke, desto minder weiß ich, was ich aus mir selbst machen soll, oder was aus mir werden wird. Ich bin nicht reich und nicht arm, nicht verständig und nicht unverständlich, nicht tugendhaft und nicht lasterhaft genug. Ich bin allezeit unentschlossen, und dieses gibt mir eine Schwachheit, die ich an mir selbst nicht leiden kann.“ Diese Schwäche und Unentschlossenheit zeigte er namentlich gegenüber dem andern Geschlecht. Wohl hatte er nach seiner Rückkehr von Göttingen ein ziemlich ernstes Verhältnis mit der liebenswürdigen Schwester seines Freundes Eglinger, der Veronika Eglinger, mußte es aber auf Drängen seiner Familie zu seinem großen Leidwesen aufgeben. Man hatte

ihm vorgeschwaht, sie sei brustleidend, was sie aber nicht gehindert hat, noch mit 51 Jahren den Pfarrer Falkeisen zu St. Martin zu heiraten und 85 Jahre alt zu werden. Der eigentliche Grund des Widerstandes seiner Angehörigen war ihre Mittellosigkeit. So flatterte denn Iselin jahrelang um die Basler „Mädgen“, wie ein Schmetterling um die schönen Blumen, ohne sich ernstlich mit ihnen einzulassen; aber er hatte nun einmal das Bedürfnis, mit dem andern Geschlecht zu verkehren, nicht als ein Don Juan, sondern als ein Seladon oder ein Don Quichotte. „Mein Herz suchet beständig einen Gegenstand, der es beschäftige, und meine Umstände erfordern, daß ich mich bald zu einem vernünftigen Entschluß verstehe. Das Ding wäre etwas noch ziemlich Tunliches. Wenn mir jemand verspräche, es ohne daß es mich einige Mühe kostete, richtig zu machen, so wollte ich ihm heute Vollmacht geben. Ich bin meiner Narrheiten endlich selbst müde. Alle meine Klugheit wird mich nichts nützen. Ich muß nicht zu viel erwägen wollen und der Vorsehung eine Sorge überlassen, für die die Menschen allzu kurzichtig sind. Hat sie beschlossen, mich mit einer unglücklichen Heirat zu strafen, so ist alle meine Klugheit umsonst, will sie mich glücklich machen, so weiß sie am besten, was mir gut ist. . . . O wenn ich ein dramatischer Schriftsteller wäre, ich könnte aus meinen eigenen Dohrheiten lange Zeit hindurch die Schaubühne mit Szenen versehen, die gewiß neu und wahrhaftig komisch wären.“

Allein trotz aller Schwächen in seinem Charakter, die er wohl hier etwas übertreibt, bleibt Iselin auch in seiner Jugend ein leuchtendes Vorbild, nicht allein durch seine Hochachtung und Verehrung seiner „geliebten Frau Mutter“, sondern auch durch sein Streben nach allem Wahren, Guten und Schönen. Er war von Jugend auf eine durchaus edle Persönlichkeit, von der auch das Wort gilt, das Goethe auf Schiller anwendet:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Mit Bewunderung blickten schon seine Kameraden an ihm empor und fühlten sich von seiner Freundschaft beglückt. Einer seiner ältesten auswärtigen Freunde, der schon genannte Johannes Beck von Bern, schrieb ihm von Holland aus im Jahre 1748 nach Göttingen: „Que l'on me relègue en Sibérie et que l'on me réduise au pain et à l'eau, mais qu'on me donne pour compagnie un ami tel que vous avec une bibliothèque choisie, je me croirais toujours au comble de la félicité.“ Freundschaft ist das große Schlagwort der akademischen Jugend; auch in diesem Punkt ist Iselin ein unerreichbares Vorbild. So wankelmütig er in der Liebe war, so treu ist er in der Freundschaft. Niemals hat er einen Freund durch seine Schuld verloren. „Die Freunde sind der edelste Schatz, den man im Leben finden kann. Man hat sozusagen alle Tugenden nötig, um sich der Liebe rechtschaffener Freunde würdig zu machen und um die Pflichten der Freundschaft zu erfüllen; aber dieses ist eben ein Hauptgrund, warum die Freundschaft so sehr verdienet unter die edelsten Güter des Lebens gerechnet zu werden.“ Iselin hatte sehr viele Freunde, aber, wie er selber gesteht, nur einen „Herzensfreund“, dem er sich stets so zeigte, wie er wirklich war: Johann Rudolf Frey, Offizier in französischen Diensten, den wir nun auch schon ein wenig kennen. Ihr vollständig erhaltener Briefwechsel im Iselin-Archiv ist eines der schönsten Denkmäler der Freundschaft. Iselin war ein Freund edler Geselligkeit und suchte den Umgang mit gleichgesinnten Seelen; aber der damals in Basel herrschende gesellschaftliche Ton war gar nicht nach seinem Geschmack und gab ihm zu allerlei scharfen Bemerkungen in seinem Tagebuch und seinen Briefen Anlaß; selbst ein Daniel Bernoulli wurde von ihm nicht verschont. So schrieb er gelegentlich eines Besuches bei dem berühmten Physiker am 4. September 1752 in sein Tagebuch: „Auch bei diesem großen Geiste mischet sich viel Kleines mit ein. Die unedle und niedrige Art, auf die mir Herr Bernoulli heute von den Geistlichen geredet, seine niedrigen Ausdrücke, deren er sich dabei bediente, die Bürgerlust, die er sich damit zu geben geschienen: alles dieses ist mir sehr klein vorgekommen, und es kam mir vor, als ob es in das Pöbelhafte verfiele.“ Noch schärfer waren seine Ausfälle auf

das ungediegene Benehmen der bessern Bürgerföhne bei geselligen Anlässen, wie Hochzeiten, Bällen, Schlittensfahrten zc. „Solange diese Leute nur tanzen, so ist es noch mit ihnen auszuhalten, allein wenn diese Kerls den Mund öffnen und witzig tun wollen, so sind sie unerträglich.“ Auch die pöbelnde, lärmende, allerlei Unk treibende akademische Jugend, mit der er zum Schrecken seiner ängstlichen Mutter gelegentlich mehr aus Gefälligkeit als aus eigenem Antrieb mitlief, gab dem moralisierenden Philosophen Stoff zu ernstern Betrachtungen. Iselin war namentlich ein Feind aller Exzesse, wie Zunftessen und sonstige Gelage, die ihm auch allerdings sehr schlecht bekamen. Er liebte platonische Mahlzeiten und nicht Bacchanalien, eine geistreiche Unterhaltung, nicht blödes Geschwätz. Deshalb wich er auch soviel wie möglich den häufigen Einladungen in vornehme Privathäuser, wo noch zu allem dem hohen Spiel geföhnt wurde, aus. Zur Freude Iselins hatte das schöngeistige Wesen auch in Basel in verschiedenen Kreisen Eingang gefunden. Bern hatte die Bondeli, Zürich die Schultheß und Basel die Geymüller, in deren Salon die Basler akademische Jugend, Iselin voran, aus- und einging.

Salome Geymüller (1718—1785) im Lichtenfelferhof (Münsterberg 9) war die Tochter eines vermöglichen Handelsmannes und zeigte schon frühzeitig schöngeistige Neigungen, insbesondere ein lebhaftes Interesse für philosophische Fragen. Malebranche à la main, parlant métaphysique verstand sie sich aber auch auf das Backen vortrefflicher Kuchen, die ihren Salon zu einem besondern Anziehungspunkt für gewisse Feinschmecker wie Bernler machten. Iselin war durch Frey mit ihr bekannt geworden; er lief jahrelang ein- oder zweimal die Woche in ihren Salon, wo abends kleinere oder größere Gesellschaft zu treffen war. Er unterhielt sich gerne mit der zwar schon etwas ältlichen, aber sehr gescheiten und belelenen Jungfer Geymüller, machte sie mit seinen geistigen Arbeiten bekannt, las ihr aus seinem Tagebuch vor, nahm gerne ihre Kritik an und holte auch später bei allen wichtigen Entschließungen ihren klugen Rat ein. In ihrem Salon lernte er auch die drei gelehrten Töchter des Professors Ryhiner hinter dem schwarzen Pfahl kennen, von denen ihm namentlich die jüngste ungemein imponierte. Wenn sie nur etwas mehr Grazie gehabt hätte!

Endlich muß auch noch der großen Liebe Iselins zu den Wissenschaften und zur Lektüre gedacht werden. Lesen war für ihn leben. „Ich wollte gerne allen andern Vergnügungen absagen, um genug lesen zu können.“ Lesen ist seine große Leidenschaft, der er sein ganzes Lebenlang geföhnt und seine Gesundheit aufgeopfert hat. Er benützt jeden freien Augenblick, wo er steht und geht zum Lesen. Immer hat er ein Buch oder eine Schrift in der Hand oder in der Tasche. Er liest zu Hause, in seinem Garten, in ihrem Nebhäuslein vor dem Riehentor, auf der St. Johannschanz, auf dem Petersplatz, auf offener Straße, im Bett, im Bad, in der Kirche, in der Kutsche, zu Pferd, im Kleinen und Großen Rat, in Gesellschaft: kurz überall und zu allen Zeiten, alles durcheinander, was ihm in die Hände kommt: vor allem die neuesten Erscheinungen in der deutschen, französischen und englischen Literatur: Wieland, Klopstock, Lessing, Haller, Hagedorn, Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Richardson; alle bekannten Philosophen: Baumgarten, Meyer, Descartes, Malebranche, Locke, Bacon, Home und noch viele andere. Am liebsten waren ihm aber die Schriften der Alten: Homer, Plato, Horaz, Plutarch, die Bibel nicht zu vergessen. Wollte man alle Werke, die Iselin in seinen Tagebüchern notiert und sehr oft mit trefflichen Anmerkungen begleitet, aufzählen, so könnte man damit einen dicken Band anfüllen. Er las täglich durchschnittlich 200 Seiten. Am tollsten trieb er seine Lesewut im Jahre 1755, da es sich um einen Rekord mit seinem Freunde Frey handelte. Für die drei Monate Januar, Februar und März 1755 notiert er 28 120 Seiten. Nicht minder haarsträubend war seine Schreibwut, allerdings in der ersten Hälfte seines Lebens weniger stark als in der zweiten. Immerhin zählen einzig seine Tagebücher von 1751—1755 rund 2500 Seiten Hochquart und seine Briefe und Schriften nicht weniger. Man muß aber ja nicht glauben, als ob Iselin in seiner Lese- und Schreibwut eine Ausnahme gewesen wäre; er konnte es z. B. mit einem Albrecht von Haller noch lange nicht aufnehmen. Dafür

brauchten diese geistvollen Leute ihre kostbare Zeit nicht mit dem öden Zeitungslesen totzuschlagen. Die Tagesblätter fingen zwar eben damals an, auch in der Schweiz zu erscheinen, und in Basel hatte der Onkel Iselins, der Dr. Johann Rudolf Iselin, die „Basler Zeitung“ gegründet, aber das „Blettli“ war nicht sehr umfangreich und erschien nur zweimal in der Woche. Alarmierende Nachrichten zu bringen war jedoch schon damals Trumpf. So meldete der „Oncle Oberst“ seinem Neffen nach Paris, in der Zeitung stehe die Notiz, daß 500 Diebe daselbst ihr Anwesen trieben und nachts die Leute mit Kolben totschlugen. Er fügte dann noch bei: „Ich habe deiner Mutter und Großmutter eingeredet, daß der Doktor Iselin das extra in die Zeitung gesetzt habe, um ihnen Angst zu machen.“

XI.

Nach seiner Heimkehr von Paris ging Iselin mit vermehrtem Eifer an seine Studien, insbesondere an das von ihm bisher so vernachlässigte römische Recht. Er machte sich hinter die dickleibigen Bände der Digesten; aber diese Lektüre kam ihm erstaunlich langweilig vor. „Mein Geist ist einmal nicht für das verdamnte römische Recht gemacht. Ich kann die Unglücklichen nicht genug hassen, welche dieses erschreckliche und ungeheure Chaos aus Italien in unsere Gegenden gebracht. Sie haben es wohl zur Qual ihrer Nachkömmlinge getan. Aber ich verdiene es, daß es mir so verkömmt. Es würde mir nicht so gehen, wenn ich, da ich es hätte tun sollen, mir einen Begriff von dieser Wissenschaft erworben hätte. Sehr viel Zeit habe ich damals verloren. Aber ich muß doch machen, daß ich von diesem römischen Recht etwas lerne, damit ich, wenn Herr von Waldkirch etwann zu sterben käme, doch etwas davon verstehe und zum mindesten ohne Schande disputieren kann.“ So dringend war nun eigentlich die Sache nicht, denn der alte Herr starb erst im Jahre 1757. Sein Nachfolger wurde Iselins Onkel, der gelehrte Dr. Johann Rudolf Iselin.

Auffallend ist, daß Iselin nicht für nötig fand, seine mangelhaften Kenntnisse in der höhern Rechtsgelehrtheit durch Kollegien an der Basler Universität zu ergänzen, sondern alles seinem oft recht mühseligen Selbststudium abzugewinnen suchte. Er hatte allerdings nach dem Besuch von Göttingen kein sehr großes Zutrauen zu den Basler Professoren der juristischen Fakultät; allein er erschwerte sich dadurch die Erwerbung des juristischen Doktorgrades, namentlich von Seiten Waldkirchs, der ihm überhaupt nicht sehr geneigt war. Neben der Jurisprudenz beschäftigte sich Iselin eifrig mit Schweizergeschichte. Auch das schweizerische Staatsrecht nahm er wieder zur Hand: kurz er war voller Pläne, aus denen leider nicht viel wurde.

Um sich einigermaßen nützlich zu machen und für die akademische Laufbahn, die er immer noch im Auge hatte, praktisch vorzubereiten, gab er vier ärmern Studentlein der philosophischen Fakultät unentgeltlich ungefähr zwei Jahre lang Privatunterricht in der römischen Literatur und Geschichte und ein Kolleg in den Anfangsgründen der Logik. Iselin als „Schulmeister“, worüber er sich in seinen Tagebüchern in einer überaus ansprechenden Weise Rechenschaft gibt, ist in der Tat auch ein interessantes Kapitel in seiner Lebensgeschichte, das wohl verdient, daß wir einige Zeit dabei verweilen. Hören wir also, was er darüber schreibt: „8. September 1752. Der kleine Herr Iselin, Herrn Amadeus Iselins Sohn, bei mir. Sein Vater hat mir denselben empfohlen. Er ist stud. phil. und scheint ein artiger Knab. 14. Oktober 1752. Iselin bei mir. Ich fing nun an ein Capitel aus dem Cicero de offic. mit demselben zu lesen. 18. Oktober 1752. Ein junger Burcard bei mir. Ich las mit demselben einige Fabeln des Phädrus. 19. Oktober. Der junge Burcard und der junge Iselin bei mir. 25. Oktober 1752. Iselin und Burcard; zwei Capitel aus dem Cicero de offic. gelesen. 7. November 1752. Es war ein junger Cellarius bei mir, der studiert. Meine Tante Oberst [Burckhardt] hat mir ihn empfohlen. Mich deucht, er ist ein aufgeweckter junger Kopf, aus dem etwas zu machen ist. 8. No-

vember 1752. Die drei jungen Studenten Iselin, Cellarius und Burcard waren bei mir. In der Tat Cellarius ist kein unfeiner Kopf. Ich machte sie drei Capitel in dem ersten Buch des Cicero von den Pflichten lesen. Wenn ich bis zum 15. Capitel mit ihnen bin, so will ich den Florus oder einen andern römischen Schriftsteller mit ihnen anfangen, um ihnen einen Begriff von der römischen Geschichte zu geben und will ihnen denselben mehr historisch-moralisch und philosophisch als bloß philologisch erklären. Ich möchte etwas aus diesem Cellarius und auch aus dem Iselin machen, denn aus dem Burcard wird kaum etwas werden. [Später änderte er dieses vorschnelle Urteil.] Herr Cand. Meier auf dem St. Johannotore war bei mir; er drang mir seinen Bruder auch hiezu auf. Es wird auch aus diesem nicht unendlich viel zu machen sein. Ich weiß nicht, durch was für ein Schicksal ich, wo nicht wider doch gewiß ohne meinen Willen zu einem Schulmeister werde. Wenn es doch sein muß, so will ich trachten, denen Leuten nützlich zu werden, die meine Hilfe in ihren Studien verlangen.“ Ich will nun Iselins Tagebuchaufzeichnungen, die sich hauptsächlich auf den Besuch und die behandelte Lektüre beziehen, hier nicht vollständig wiedergeben, sondern mich auf einige Bemerkungen darüber beschränken. Von allen vier Studenten und am regelmäßigsten besucht war die Vorlesung über römische Historie jeweilen Samstag vormittag. Die übrigen Vorlesungen besuchte Cellarius überhaupt nicht und Meier sehr unregelmäßig. So konzentrierten sich Iselins Bemühungen vorwiegend auf Burckhardt und Iselin. Er las mit ihnen am Dienstag Cäsar und am Donnerstag Virgil, dann zur Abwechslung auch Cornelius Nepos, Livius und zuletzt Sallust. Der Mittwoch war gewöhnlich der Logik gewidmet. Da er aber auch sehr häufig die beiden übrigen Wochentage seinen Schülern widmete: sei es um ausgefallene Stunden einzuholen oder die beiden einzeln in die Kur zu nehmen, so waren seine Vormittage mit den dazu kommenden Vorbereitungen so ziemlich ausgefüllt. Iselin ist wie in so vielen Dingen auch als „Schulmeister“ ein bewundernswertes Vorbild, nicht nur durch seinen Eifer, seine Hingebung, seine Pflichttreue, seinen anregenden Unterricht, wobei er die Methodus examinatoria als die beste und bei jungen Leuten beinahe unumgängliche betrachtete, sondern auch durch sein schönes persönliches Verhältnis zu seinen Schülern, die ihn wie einen Vater liebten und verehrten. Ich wiederhole: es ist ewig schade, daß Iselin kein „Schulmeister“ geworden ist, und er hat es zeitweise auch bedauert; aber das Schicksal oder das Loos wollte es nicht, und als er endlich beinahe gegen Ende seines Lebens im Jahre 1776 einen ehrenvollen Ruf als Rurator des Philanthropins in Dessau an Stelle Basedows erhielt, fühlte er sich zu alt und zu schwach, um einen so schweren und ungewohnten Posten zu übernehmen. Dagegen glaubte er sich von der Vorsehung berufen durch die im gleichen Jahre erschienenen „Ephemeriden“ der Lehrer der Menschheit zu werden.

Nun sind meine Leser wohl neugierig zu erfahren, wer denn diese vier Studentlein waren, die das Glück hatten, Iselin zu ihrem Lehrer zu haben, und was aus ihnen geworden ist. Ich bin in der angenehmen Lage ihnen hierüber Aufschluß zu geben. Diese Aufgabe wurde mir ermöglicht, da alle vier mit ihren Vornamen in der Matrikel der philosophischen Fakultät der Basler Universität eingetragen sind; hiedurch waren mir die weitern Nachforschungen bedeutend erleichtert. Ich gebe zunächst ihre vollständigen Namen: Johann Rudolf Burckhardt, Franz Meier, Albert Cellarius und Amadeus Iselin. Was ihre Herkunft betrifft, so konnte ich feststellen, daß Burckhardt der Sohn eines Strumpffabrikanten und spätern Sensals, Meier der Sohn des Anschlägers*) am St. Johannotor, Cellarius der Sohn eines Messerschmieds und Iselin derjenige eines Spezierers war. Man sieht hieraus, daß alle vier aus bescheidenen Verhältnissen kamen. Aus allen ist etwas Rechtes geworden. Die drei Erstgenannten wurden Theologen und bestanden ihr Examen. Iselin machte keine weitern Studien. Er kam früh auf die Kanzlei und brachte es auf der langen Stufenleiter bis zum Ingrossisten, war auch

*) „Anschläger“: der die ankommenden Reiter und Wagen nach der Anzahl der Pferde mit Glockenschlägen meldet.

im Großen und Kleinen Rat, Deputat und 1803 Bezirksstatthalter in Waldburg. Meier fand in Basel als Pfarrer keine Verwendung, dagegen in Friedrichsthal im Saarbrückischen. Cellarius stand noch 1762 im Verzeichnis der stellenlosen Kandidaten, dann verschwindet sein Name in Basel. Am bekanntesten wurde Burckhardt als langjähriger Pfarrer zu St. Peter und als Stammvater so vieler bedeutender Männer, darunter seines Enkels Jakob Burckhardt, dessen Geburt er noch erlebte.

XII.

Doch kehren wir nun wieder zu Iselins Lebensgeschichte zurück. Das Jahr 1753 brachte viel Unruhe in das sonst so stille „Klösterli“. Gleich anfangs erkrankte der Onkel Christoph Burckhardt, sowie die Großmutter Burckhardt, wodurch die gewohnte streng geregelte Hausordnung eine empfindliche Störung erfuhr. Die größte Last lag natürlich auf der geliebten Frau Mutter, die mit bewundernswerter Ruhe ihren schweren Pflichten nachkam, während ihr Sohn, der durch Nachtwachen und allerlei ungewohnte Hausarbeiten bald müde ward, trotz seines anscheinend philosophischen Gleichmuts sehr oft in eine melancholische Stimmung, den „bösen Launen“, gegen den er sein ganzes Lebenlang anzukämpfen hatte, verfiel. Auch mußte er den regelmäßigen Gang seiner geliebten Studien und seiner Vorlesungen längere Zeit unterbrechen. Endlich wurde der Onkel Christoph am 12. Februar 1753 von seinem schweren Leiden durch den Tod befreit. Sterbend hatte er noch gewünscht, daß sein Neffe sein Nachfolger im Sechsertum der Bärenzunft werden möchte, was aber nicht geschah. Sein Tod war auch für die Familie eine wahre Erlösung. Nun stellte sich aber heraus, daß die Geschäftsbücher des Verstorbenen gar nicht in guter Ordnung waren und die Familie, welche mit bedeutenden Kapitalien in dem Geschäft (wie es scheint eine Strumpffabrik) beteiligt war, große Verluste zu befürchten hatte, so daß man genötigt war, das beneficium inventarii anzurufen, was dann zur gerichtlichen Liquidation führte. Dieses böse Geschäft, das sich bis in den Spätherbst 1753 hinauszog, verursachte Iselin wieder viele Störungen, Unannehmlichkeiten, Schreiereien und Scherereien; aber der junge Jurist verstand es doch, einen Prozeß zu verhüten und die Verluste der Familie auf ein Minimum zu reduzieren. Allerdings litten seine Studien darunter und statt den schönen Musen zu huldigen, mußte er tagelang Strümpfe sortieren, Seide abwägen und zum Färben bringen, bei den Kaufleuten herumgehen, Red und Antwort geben, ja sogar in der Nachbarschaft herumreiten (mit Staunen werden die Leser vernehmen, daß Iselin auch ein Reiter war), um allerlei beanstandete Forderungen in Ordnung zu bringen. Eine solche Reise führte ihn nach Pfirt und von da — allerdings aus andern Gründen — bis nach Mömpelgard. Iselin hatte dort einen sehr guten Freund namens Duvernois, der vermutlich in Basel die kaufmännische Lehre gemacht hatte und auch später öfters hierher kam, sei es Geschäfte halber, sei es wegen seiner Schwester, die bei einer Frau Blech im „Dalbenloch“ in Pension oder in Stellung war, ein „sehr artiges Mägdgen“, das sogar in den Augen der gestrengen Burckhardtin Gnade gefunden und gelegentlich ins „Klösterli“ eingeladen wurde. Diese Freundschaft mit den Duvernois hängt wahrscheinlich mit ihrer Zugehörigkeit zu der Französischen Gemeinde in Basel zusammen. Nun hatte dieser Freund, mit dem Iselin im Briefwechsel stand, ihm von der günstigen Gelegenheit, ein Landgut in Audincourt in der Nähe von Mömpelgard zu erwerben, geschrieben, und Iselin, der, wie wir ja wissen, vom Besitz eines solchen träumte, wollte nun das Gut in Augenschein nehmen; zugleich lag ihm daran, sich nach dem Befinden einer lebenswürdigen Cousine, der Tochter seines verkommenen Onkels Daniel Iselin, die bei Verwandten in Mömpelgard Aufnahme gefunden hatte, zu erkundigen.

So verreiste Iselin, nicht sehr nach dem Willen seiner besorgten Mutter, am 4. Oktober 1753 zu Pferd nach Pfirt und Mömpelgard, wo er am folgenden Tag vormittags ankam und bei den Eltern Duvernois' sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Über den in dieser vortrefflichen Familie

herrschenden Geist der Liebe, Eintracht und Ordnung gibt uns Iselin in seinem Tagebuch eine so begeisterte Schilderung, daß ich sie hier unmöglich übergehen darf: „Ich habe während meines Aufenthalts in Mömpelgard diese Leute kennen lernen, und ich kann sie nicht genug bewundern. Ihr Haus kann für ein Muster einer wohlleingerichteten Haushaltung angesehen werden. Bei unzähligen Geschäften herrschet doch eine unvergleichliche Ordnung darinne. Die Frau Duvernois, die die Seele von allem ist, ist eine überaus schätzbare Frau, die mit einem großen Verstande eine ungemene Arbeitsamkeit vereinigt. Sie ist häuslich ohne Kargheit, freigebig ohne Verschwendung; sie erwirbt sowohl als ihr Mann dem Hause schöne Mittel ohne Geiz. Sie ziehet ihre Kinder mit einer ausnehmenden christlichen und ökonomischen Klugheit zur Tugend, zur Haushaltung und zu artigen Sitten. Der Herr Duvernois ist auch ein Mann von Verdiensten, und obgleich er ohne Studien ist, hat er sich doch durch seine Praktik große Einsichten und Übung erworben, und seine ausnehmende Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Arbeitsamkeit haben ihm die Hochachtung des ganzen Landes und aller rechtschaffnen Leute in der Stadt zuwege gebracht. Diese zwei Eheleute lieben einander noch allezeit, als ob sie noch kein Jahr verheiratet wären, und die Stille und Vergnüglichkeit, darinne sie miteinander leben, ist recht erbaulich und bewunderungswürdig. Sie sein beide die Sanftmut selbst, und sie leben mit ihren Kindern auf die gleiche Weise. Ich habe in diesem Hause nie kein Wort lauter als das andre gehört, und doch ist mehr Gehorsam darinne als immer in einem Hause in der Welt. Mit den Bedienten verhält es sich auf die gleiche Weise. Ich kann es sagen, daß ich in diesem Hause ein recht ausnehmendes Vergnügen genossen.“

Iselin lernte auch noch verschiedene nennenswerte Persönlichkeiten, darunter die beiden Pfarrer der Deutschen Kirche in Mömpelgard, Duvernois und Ballet, kennen. Mit dem letztern und seinem Freunde Duvernois machte er einen Ausflug per Wagen nach Masmünster und Belfort, leider wie während seiner ganzen Reise nicht sehr vom Wetter begünstigt. Nicht zu vergessen ist, daß er seine Cousine in bester Gesundheit und wohl aufgehoben bei Madame Rossel, der Gattin des Procureur général, antraf. Am 15. Oktober 1753 kam der Reitersmann, nachdem er sich unterwegs noch verirrt hatte, wohlbehalten, wenn auch durchnäßt, im „Klosterli“ an.

XIII.

Sein Leben nahm nun wieder seinen gewohnten Lauf. Er fand nun auch wieder mehr Zeit für die schöne Lektüre, der er, um nicht in seinen trockenen Rechtsstudien zu versauern, täglich wenigstens 30 Seiten widmen wollte. Erwähnenswert ist auch, daß er in diesem Jahr für verschiedene Ehrenstellen und Ämter ins Los kam, das ihm aber nie günstig war. Uns interessiert hier besonders die Stimme, welche ihm der Stadtschreiber Kleinbasels, Dietrich Forkart, Seckelmeister der Bärenzunft, wo nun Iselin seit einem Jahr zünftig war, bei einer Sechserwahl am 30. Juli 1753 gab, was er vom „Oncle Oberst“ erfuhr. Iselin ging am andern Tag zu dem Stadtschreiber, der im Haus „zum Großen Colmar“ am St. Albangraben wohnte, um sich für diese Aufmerksamkeit zu bedanken, wie dies damals in einem solchen Falle allgemein üblich war. Er wurde sehr höflich empfangen. Iselin hatte natürlich noch keine Ahnung, daß dieser ihm so wohlgesinnte Zunftvorsteher einst sein Schwiegervater sein würde. Übrigens trug er kein so großes Verlangen nach diesem Sechsertum, womit der Eintritt in den Großen Rat und im weitern in die politische Laufbahn verbunden war. Jedenfalls wäre ihm eine Professur lieber gewesen, und er richtete auch seine Studien darnach ein. Selbst dem so verhassten Rechtsstudium mußte er nun schönere Seiten abzugewinnen, und er glaubte auch merkliche Fortschritte darin gemacht zu haben. Er stürzte sich also mit vermehrtem Eifer auf diese so trockene Materie.

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, das seinen Zukunftsplänen eine neue Richtung gab: Am 17. April 1754 starb der ausgezeichnete Gelehrte Joh. Heinrich Brucker (1725—1754), seit 1747 Pro-

fessor der Geschichte an der Basler Universität. Sofort war Iselin entschlossen, sich um diese Professur zu bewerben. Schon am 20. April begann er mit der Abfassung seiner Thesen, die er bei der öffentlichen Disputation zu verteidigen gedachte. Er nennt sie zuerst *Observationes historicae selectae* und im Druck *Observationes Historicae Miscellanae*. Er besprach sich natürlich in dieser wichtigen An gelegenheit mit seinem väterlichen Freund und Berater Professor Birr, der ihm aber wenig Hoffnung machte, in die Wahl zu kommen. Er gab ihm den Rat, nur eine kurze Disputation zu schreiben von höchstens einem Druckbogen und den einflussreichen Professoren Thurneysen, Falkner und Rampspeck den Hof zu machen, was aber gar nicht nach Iselins Geschmack war. Die Sache wollte ihm also bei nahe verfehlen; doch glaubte er mit vollem Recht, zu dieser Professur ganz besonders befähigt zu sein.

Nicht weniger als zwölf Bewerber hatten sich zu dieser Stelle angemeldet; aber die Wahl sollte erst im September vor Eröffnung des neuen Semesters stattfinden, so daß sie genug Zeit hatten zu den obgenannten damals üblichen Disputationen, sei es als Defendenten oder als Opponenten. Iselin hatte als erster am 26. Juni 1754 seine nun gedruckt vorliegenden Thesen zu verteidigen. Vorher hatte er noch den Einfall, den Gradum (D. J. U.) zu erwerben. Er ging am 15. Juni zuerst zum Professor Thurneysen, den er aber nicht antraf, dann zum Professor Niklaus Bernoulli, der ihm aber sagte, es könne nicht sein, sie hätten bei der Universität nun alle Tage zu Geschäften ange setzt. „Er erlaubte mir aber J. U. L. auf meine Disputation zu setzen, welches mir schon genug ist. Ich wollte nur, daß die Fremden, die mich als Lizentiaten kennen, mich nicht für einen Betrüger halten, der sich dieses Titels angemäset.“

Am 26. Juni 1754 vormittags fand nun Iselins Disputation im „Untern Colleg“ (im alten Universitätsgebäude am Rheinsprung) statt. Als Opponenten fungierten seine Freunde Legrand, Harscher und Fatio. „Es war mir bange, als ich die Catheder bestieg und Legranden provocierte. Er opponierte noch ziemlich gut. Dem guten Harscher, der doch so viele Gelehrtheit besitzt, wollte es gar nicht fließen. Seine Bescheidenheit und seine Neuigkeit in dieser Art Geschäften mögen die Ursache davon gewesen sein. Fatio opponierte scharf und gelehrt. Ich zog mich noch ziemlich aus der Sache.“ Iselin hatte dann wiederum Gelegenheit, seinen Freunden als Opponent heimzuleuchten. Uns interessiert hier ganz beson ders diese seine Rolle gegenüber Legrand. Wir wollen aber chronologisch verfahren und vorher noch einer reizenden Episode seines Lebens gedenken. Er durfte nämlich gleichsam zur Belohnung für seine so glänzend verlaufene Disputation den „Oncle Oberst“ nach Frauenfeld begleiten, wohin dieser neben dem Deputaten Rudolf Burchardt als Ehrengesandter des Standes Basel auf die Tagsatzung abge ordnet worden war. Es sollte dies für Iselin eine Art Vorschule für seine zukünftige politische Laufbahn sein. In der Tat hatte er später zweimal die Ehre, Basel auf der Tagsatzung zu vertreten. Die Herren verreisten Freitags den 28. Juni 1754, die Gesandten in der Staatskutsche, Iselin zu Pferd. Der Weg führte über den Bözberg. Zu Stein bei Säckingen wurde zu Mittag gespeist, in Brugg übernachtet. Hier besuchte Iselin seinen Studienfreund Dr. Zimmermann, den er nun glücklich verheiratet fand. Am gleichen Tag ging es weiter, Baden wurde passiert und in Weiningen Mittag gemacht; beizeiten kam man in Zürich an. Sogleich ging Iselin zu seinem Freund Heinrich Schinz, mit dem er seit acht Jahren in eifrigem Briefwechsel stand, ohne ihn je gesehen zu haben; er war nun Pfarrer zu Altstetten und hatte sich vor einigen Tagen verheiratet. „Er scheint ein sehr guter Mensch zu sein, allein ein blinder Bewunderer Bodmers und ein schlechter Kenner der Welt, die er nur von ferne gesehen, und die ihm nur aus Büchern bekannt ist. Seine Frau ist überaus artig; es leuchtet eine Bescheidenheit und eine Annehmlichkeit aus ihren Mienen hervor, die recht ausnehmend ist. Wenn eine Weibsperson zur Tugend geboren ist, so scheint es diese Schinzin zu sein. Schinzens Glück ist in der Tat recht beneidenswert.“ ... „Sonntags den 30. Juni früh verreisten wir von Zürich und kamen in starkem Regen zu Winterthur an, wo wir zu Mittag spiesen. Wir kamen eben an, da man aus der

Kirche kam. Die Frauenzimmer scheinen mir hier wie zu Zürich ein sehr sittsames Ansehn zu haben, welches mir ausnehmend wohl gefällt. Die Bescheidenheit und die Sittsamkeit sein doch allezeit die ersten Tugenden des schönen Geschlechts. Wir spießen zu Winterthur mit den Ehrengesandten von Bern zu Mittag. Sonntag abends kamen wir in Frauenfelden wohl beregnet an.“

Über die Verhandlungen der Tagsatzung, die übrigens sehr unbedeutend waren, will ich hier nicht viele Worte verlieren. Iselin besuchte, natürlich nur als Zuschauer, die Eröffnungssession Montag den 1. Juli 1754. Er schreibt hierüber: „Die Ceremonie des Eidgenössischen Grußes, womit die Tagsatzung eröffnet wird, deucht mich etwas recht Schönes. Ich hatte mir vorher eine Idee davon gemacht, die mir dieselbe als etwas Ungereimtes vorstellte, und es muß jedem also gehen, der dieselbe niemals gesehen hat. Siebzehn Reden von ebensoviele Schweizerischen Demosthenen, welche eine seltsame Sache! Welch ein Stoff wäre dieses nicht für einen französischen witzigen Kopf, sich darüber lustig zu machen! Alle diese Reden wollen zwar das nämliche sagen; alle versprechen Liebe, Treue und Einigkeit. Zwar zeigt sich selten ein Zug, der neu, der originell ist; sie sehen alle einander gleich. Indessen herrschet beinahe in allen eine edle Einfalt und etwas Rührendes. Es redten von Appenzell 2 Gesandte oder vielmehr bestimmter zu reden, es legten beide den Eidgenössischen Gruß ab, indem ein jeder besonders als von einer besondern Republik abgesandt und instruiert wird. Die Beschaffenheit dieser Republiken will dieses also haben. Indessen hat es mich zuerst bestürzt — und ich sehe es für etwas Unpolitisches an — indem ich es für einen Hauptgrundsatz unseres Eidgenössischen Staates halte, alles zu vermeiden, was uns nur erinnern kann, daß wir von zweierlei Religion sein.“

Schon am 4. Juli nachmittags verließ Iselin mit den Basler Gesandten Frauenfeld; sie übernachteten zu Wallisellen. Am andern Tag begab er sich allein nach Zürich, wo er im Gasthof „zum Schwert“ abstieg und bis zum 10. blieb und also Gelegenheit hatte, Stadt und Leute kennen zu lernen, vor allen außer Schinz Salomon Hirzel. Durch Schinz machte er die Bekanntschaft der drei berühmtesten Männer Zürichs in jener Zeit: Bodmers, Breitingers und Gefners. Von allen dreien gibt er uns nach seiner Art scharf umrissene Silhouetten. Von Breitinger sagt er: „Dieser vortreffliche Gelehrte ist zugleich ein recht liebenswürdiger Mann. Er redt sehr wohl und mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, die überaus angenehm sein; er scheint aufrichtig zu denken und mit einer großen Mäßigung in Religionsfachen; er gewinnt, gekannt zu werden. Ich brachte mehr als eine Stunde sehr angenehm mit demselben zu. Man bemerkt gar keinen Hochmut, gar keine Einbildung an demselben, welches ich für ein Kennzeichen der wahren Größe halte. Ich habe an ihm auch eine Entfernung von aller Pedanterie wahrgenommen, die mir überaus wohlgefallen hat. Kurz ich habe viel Vergnügen bei demselben gefunden.“ — Von Bodmer schreibt er: „Ich weiß nicht, was ich von diesem Manne sagen soll. Ich habe schon gar zu viel und zu allerhand Urteile von demselben gehört, als daß sich das Ding in einer Unterhaltung von einer Stunde sollte auseinander lesen lassen. Ich habe ihn nicht so einbildisch gefunden, als Herr Wolleb mir ihn abgemalt hatte, und den kritischen Neid, von dem Herr Schmelzer [Theologe, Studiengenosse Iselins in Göttingen] sagte, daß er ihm aus den Augen sehe, habe ich gar nicht an ihm bemerkt. So liebenswürdig als Breitingern fand ich Bodmern nicht. Er redt auch nicht sonderlich wohl, obgleich er sehr gute Sachen sagt. Die natürliche Höflichkeit von Breitingern zieret seinen Charakter nicht, und die Manierlichkeit, die eine Ausdrückung der natürlichen Höflichkeit sein soll, und bei den meisten den Mangel derselben ersetzt, scheint mir noch fremder. Ich habe zwar bemerkt, daß er von sich selbst eingenommen ist und das in einem ziemlichen Grade, indessen nicht so sehr, als die Welt sagt. Ich glaube, die Ursache, warum er für so eitel angesehen wird, liegt zum Teil darinnen, daß er allzu aufrichtig ist, und da er sich, welches ja in einem jeden großen Manne erlaubt ist, empfindet, sich dessen allzusehr merken läßt. Er hat nichts Edles in seinem Ansehen und in seinen Manieren und drückt sich ohne Unnehmlichkeit aus. Er hat aber starke und gute Einfälle. Er ist noch

allezeit über Gottscheden erbittert und scheint diesen Gegner, den er verachten sollte, noch allezeit zu fürchten. Dieses ist bei mir ein Grund zu glauben, daß Herr Bodmer unendlich weit bescheidener ist, als man dafür hält." — Von dem berühmten Idyllendichter Salomon Geßner, dessen „Daphnis“ eben erschienen war, sagt er: „Dieser ist ein witziger Mensch; er ist ein Buchhändler und neben seinem Talente, wohl zu schreiben, ist er noch ein ziemlicher Maler. Er ist in allen seinen Ideen original und malt lauter seltsame Gesichter: Satyren, Faune und wilde Ausfichten, darinnen aber doch die Natur sich schön und groß zeigt. Er führete uns in ein Zimmer, darinnen er das Getäfel auf diese Weise gemalt hatte. Er scheint ein sehr bescheidener und gescheiter Mensch zu sein; er zeigt gar nicht, daß er von sich oder von seiner Arbeit eingenommen ist; er ist in allem ganz natürlich.“ Iselin lernte ihn später in Schinznach noch näher kennen und befreundete sich mit ihm; er war einer der neun Gründer der Helvetischen Gesellschaft.

Iselin verließ am 9. Juli nachmittags das ihm lieb gewordene Zürich und fuhr in der Berner Kutsche nach Baden, wo er sich im ersten Gasthof, dem Hinterhof, einlogierte. Was er in seinem Tagebuch über seinen Aufenthalt in Baden zu erzählen weiß, ist außerordentlich amüßant. Von Baden und den Bädern, wie in den bekannten Werken hierüber, ist zwar wenig die Rede, sondern hauptsächlich von einer jungen liebenswürdigen Zürcherin: Rüngolt Landolt, in der der leichtentflammte Iselin die in seiner Vaterstadt Basel seit Jahren vergebens gesuchte schöne Seele glaubte gefunden zu haben. Diese war ihm aber vom Schicksal nicht als Gattin bestimmt, sondern dem spätern Appenzeller Landammann Lorenz Wetter in Herisau. Auch wollte man im „Klösterli“ nichts von einer Heirat mit einer „Auswärtigen“ wissen; aber die „kleine Schwarze“ blieb Iselin noch lange in Erinnerung, und er hoffte sie im folgenden Sommer wieder in Baden zu sehen. Am 20. Juli verließ er in der Frühe Baden und gelangte in einem Ritt mit einem einzigen längern Halt in Stein, wo er zu Mittag aß und viele Basler antraf, zu Hause an. „Mit dem alten Vondermühl gar nach Basel geritten. Ich redte oft nichts und dachte an meine schöne kleine Schwarze. Als ich Basel näherte, hatte ich die zärtlichsten Empfindungen sowohl wegen derselben als Basel. Meine Mutter empfing mich noch gar wohl, welches ich nicht verhoffte. Ich danke dem Höchsten, daß meine Reise so glücklich gewesen.“

XIV.

Am 7. September 1754 durfte er abermals den „Oncle Oberst“ auf einer diplomatischen Reise begleiten. Dieser hatte nämlich die Ehre als Führer einer ansehnlichen Deputation, darunter auch Johann Bernoulli II. den französischen Kriegsminister de Paulmy im Lustlager zu Bloßheim im Auftrage des Standes Basel zu becomplimentieren und, wie es scheint, bis Straßburg zu begleiten. Am 13. September war man wieder in Basel. Iselin ist diesmal sehr kurz in seiner Berichterstattung. Straßburg gefiel ihm auch diesmal nicht besonders. Er war zweimal in der Komödie, die ihm ziemlich schlecht schien.

Zwischen diese beiden diplomatischen Reisen fiel nun die Disputation Legrands, von der ich noch gerne ein Wort sagen möchte. Lukas Legrand (1735—1798) im Jahre 1772 zum Professor der Logik und Metaphysik an der Basler Universität gewählt, war im Jahre 1754 Kandidat der Theologie und 19 Jahre alt, also auch wieder ein Beispiel, wie frühreif damals die Gelehrten waren. Legrand schrieb als Specimen: *Conjecturae miscellaneae*. Die erste der sieben Thesen war gegen die Behauptung Rousseaus gerichtet, als ob die Wissenschaften der Menschheit schädlich seien. Die Disputation fand am 30. August 1754 auch wieder im Untern Colleg statt, und Iselin war also einer der Opponenten. Dieser „Satz“ des Rousseau war nun, wie wir wissen, das Steckenpferd Iselins, das er bald vorwärts, bald rückwärts ritt, je nach der Stimmung, in der er sich befand. Diesmal machte er sich, wie er seinem Freunde Frey vergnüglich meldet, den Spaß, den guten Legrand in die Enge zu treiben, indem er sich

zum eifrigsten Verteidiger Rousseaus aufwarf. Er beging dabei die Malice, daß er dem Theologen Legrand zu bedenken gab, daß die Wissenschaften unter dem Einfluß der Philosophie hauptsächlich schuld an dem überhandnehmenden Unglauben seien.

Am 20. September 1754 fand endlich die mit großer Spannung in der ganzen Stadt erwartete Wahl statt. In die engere Wahl kamen Isaaß Iselin, Heinrich Gernler und Jakob d'Annone, Dr. J. U., alle drei ausgezeichnete Gelehrte, die ihrer Vaterstadt Ehre machten. Die Wahlkommission (Regenz und Deputaten) hatten ihr Amt mit großem Verständnis ausgeübt, aber es wäre ihr sicher schwer geworden, den würdigsten und geeignetsten auszuwählen. Im Publikum rühmte man bei Gernler das Gedächtnis, bei d'Annone das Urteil und bei Iselin das Genie, was der Wahrheit nahekommen mochte. Jedenfalls war es diesmal nicht so abwegig, daß das blinde Los zu entscheiden hatte; es fiel zugunsten Gernlers aus. Iselin fügte sich mit philosophischem Gleichmut in das Unvermeidliche. „Ich kann nicht sagen, daß mir dieses viel Mühe macht. Ich denke allezeit: ich bin für etwas Befres aufbehalten.“ Immerhin freute er sich über das Lob, das ihm allseitig gespendet wurde, selbst vom Professor Thurneyssen.

Endlich schlug nun auch für Iselin seine Stunde: am 6. Dezember 1754 wurde er, diesmal vom Los begünstigt, Sechser zum Bären und hiermit Mitglied des Basler Großen Rates. „Unbeschreibliche Freude meiner Mutter, meiner Großmutter und meines Onkels.“ Von allen Seiten wurde ihm herzlich zu seiner Wahl gratuliert. Er selbst befand sich an diesem Tage in einer gehobenen Stimmung, welcher er in seinem Tagebuch einen fast feierlichen Ausdruck verlieh, indem er schreibt: „Nun ist mir eine neue Bahn eröffnet. Der gütige Beherrscher Himmels und der Erde wolle mich gnädigst darauf leiten und mir das Ansehn, darinne ich etwann gelangen könnte, zu des Staates und meinem eigenen wahren Besten anwenden machen.“

Schon diese wenigen Worte zeigen uns, wie ernst Iselin das neue Amt, das er übrigens erst im Herbst des folgenden Jahres anzutreten hatte, nahm. Er hatte also genug Zeit, Betrachtungen hierüber anzustellen. In der Tat schrieb er am 30. und 31. Dezember 1754 eine förmliche Abhandlung über die mit diesem Amte verbundenen Pflichten, die dann im folgenden Jahre in der neuen Zeitschrift seines Freundes Wolleb im „Helvetischen Patrioten“ unter dem Titel „Der Patriotische Redner“ als Gegenstück zu dem vorangehenden Stück „der Politische Staats-Schwäzer“ in etwas veränderter Form erschien. Ich will ein Wort über diesen Wolleb hier einschalten.

Emanuel Wolleb (1706—1788) stammte aus einer berühmten Basler Theologenfamilie, studierte ursprünglich auch Theologie, dann die Rechtswissenschaft, verbrachte viele Jahre als Hofmeister auf hohen Schulen und Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, erwarb sich den Dr. J. U. und ward 1740 Schultheiß (Präsident) des Stadtgerichts in Großbasel bis zu seinem Tode. Nebenbei verlegte er sich auch auf die Schriftstellerei. Am bekanntesten ist seine Satire „Reise ins Concert“ 1755, die man immer noch mit Vergnügen lesen wird. Weniger Erfolg hatte er mit seinem „Helvetischen Patrioten“, dem schon nach zwei Jahrgängen das Lebenslicht ausging. Wolleb war ein feiner kritischer Kopf, der wie keiner Iselin bei seinen literarischen Unternehmungen als guter Berater zur Seite stand. Sie waren in vielen Dingen trotz dem großen Altersunterschied verwandte Seelen. Iselin kannte ihn schon seit dem Spätherbst 1749. Er charakterisiert ihn in einem Brief an Frey folgendermaßen: „Er ist ein verdienstvoller Mann, der in vielen Wissenschaften bewandert ist. Er hat sich eine Gewohnheit gemacht, alle Sachen nach ihrem wahren Werte zu beurteilen, und er hat sich nie oder doch selten von dem Schein blenden lassen. Er besitzt eine rechte edle Liebe zu der Gerechtigkeit, und er hat schon Proben abgelegt, daß er sich durch nichts davon abhalten lasse. Durch dieses und durch seine Aufrichtigkeit hat er sich Feinde gemacht, die ihn für einen Halbnarren ausgeschrien und die bei den meisten Leuten Beifall gefunden, wozu seine Sonderlichkeit in verschiedenen Sachen Anlaß gegeben haben mag.“

XV.

Wir gelangen nun in das Jahr 1755, das für Iselin keinen guten Anfang nahm, denn seine geliebte Großmutter Burckhardt erkrankte schwer und starb den 15. Januar 1755. Jetzt wurde es noch einsamer in dem stillen „Klösterli“, das er nun mit seiner Mutter allein bewohnte. Mit Eifer wandte er sich wieder seinen geliebten Studien zu, dachte auch ernstlich daran, sich endlich den juristischen Doktorgrad zu erwerben und plante eine ganze Reihe schriftstellerischer Versuche, von denen schließlich sein erstes größeres Werk „Philosophische und Patriotische Träume eines Menschenfreundes“ zur Ausführung kam. Es erschien, wie ich seinem Tagebuch entnehme, anfangs April 1755 bei Thurneysen in Basel ohne Angabe des Verfassers und vielleicht auch des Druckorts und Verlegers, was ich aber nicht weiß; denn trotz aller Bemühungen der Basler Universitätsbibliothek ist es mir nicht gelungen, ein Exemplar dieser sehr selten gewordenen ersten Ausgabe in die Hand zu bekommen. Vor mir liegt die zweite vermehrte Auflage, Zürich bei Conrad Orell und Comp. 1758, auch ohne Angabe des Verfassers. Diese Ausgabe (352 Seiten Kleinoktav) besteht aus einer Widmung an Bodmer in Zürich, dem „Eingang“ und 25 meist kleinen moralischen Abhandlungen. Durch Vergleichung der Titel kann man aber aus seinem Tagebuch ersehen, was in der ersten Auflage stand. Er schrieb nämlich: Am 31. Januar 1755 einen Artikel über die Auferziehung; am 1. Februar über die Freiheit; am 2. über die Triebfedern der bürgerlichen Gesellschaft; am 3. über die Verderbnis der Triebfedern des Staates; am 4. über das politische Elend; am 5. über den Ehrgeiz; am 6. über den Adel; am 7. über die Handelschaft; am 8. über die Ergözzlichkeit; am 9. über die Ungleichheit der Stände; am 10. über der gute König (von früher); am 15. und 16. über die Städte; am 17. und 18. über die Gelehrtheit; 19. und 20. über die Religion; 21. über das Frauenzimmer (nach früherem Entwurf); am 22. Zueignungsschrift an Bodmer. Diese 15 Titel stehen mit kleinen Veränderungen in der zweiten Auflage. Dazu kommen nun folgende neue Artikel: Der Eingang. Die Menschheit. Die Menschen. Die Aftropolitik. Der Trieb zur Vollkommenheit. Die Bürger oder die Democratie. Die Ordnung. Die glückselige Republik. Der Patriot. Der Antipatriot.

Am wichtigsten von allen diesen Artikeln scheint mir der über die Ungleichheit der Stände, ein Gegenstand, den bekanntlich J. J. Rousseau in seinem Discours sur l'inégalité parmi les hommes ungefähr zur gleichen Zeit behandelt hat, und mit dem Iselin in vielen Punkten fast wörtlich übereinstimmt, obschon er Rousseaus Abhandlung damals noch nicht kannte. „Die Natur“, fängt Iselin an, „hat einen jeden mit den gleichen Rechten versehen. Der erste Monarch der Welt empfängt von den gerechten Händen dieser allgemeinen Mutter keinen Freiheitsbrief. Sie unterwirft alle ihre Kinder den gleichen Gesetzen, da sie alle mit der gleichen Liebe umfasset. Worauf gründet ihr also, Große, Reiche und Mächtige der Erde, die Vorrechte über eure Brüder, worauf ihr euch so viel zu Gute tut? Woher nehmt ihr das Recht allein mit Ausschlusse aller andern in dem Überflusse und der Bequemlichkeit zu sitzen und eure Brüder ohne Menschlichkeit und ohne Empfindlichkeit darben zu sehen? Wer hat euch erlaubt, das allgemeine Erbgut der Natur euch allein zuzueignen und eure Brüder zu euern Knechten zu machen? Die Natur selbst, wenn ihr noch für ihre Stimme, die in euch wohnet, empfindlich seid, setzet euch zur Rede. Verantwortet euch. Feige, entnaturte Menschen, ihr glaubt alle Pflichten der Liebe erfüllet zu haben, wenn ihr denen, welche unter euch sind, noch ein mühseliges, kummervolles Leben zugestehet und dieses aus der großmütigen Gesinnung, weil ihr, wenn keine Arme und Geringe wären, nicht in der Hoheit und in dem Überflusse leben könntet. Greulicher Irrtum, der ein Schandfleck der Menschheit ist, und durch den ihr euch selbst erniedriget!“ In diesem Ton geht es tapfer weiter, so daß man beinahe glaubt, einen Kommunisten der Gegenwart zu vernehmen. Er will jedoch den Unterschied der Stände nicht aufheben. „Ich sehe denselben, wenn er in seinen Schranken bleibet, als

der Gesellschaft sehr nützlich und vorteilhaft und auch als sehr gerecht an.“ Aber er appelliert an die Naturrechte des Menschen, die er schon in seinem Artikel über die „Menschheit“ auseinandergesetzt hat. Sein Hauptgrundsatz ist, daß in dem Staat kein einziger Mensch elender sein soll, als er im Stande der Natur würde gewesen sein. Deshalb erklärt er sich am Schluß rundweg gegen die Leibeigenschaft der Bauern oder doch wenigstens für eine menschenwürdigere Behandlung; „denn wir werden niemals keine guten Hirten sein, wenn wir die Schafe nicht ebenso gerne weiden als scheren, und wir werden die Ehre rechtschaffne Beherrscher zu sein nicht anderst erwerben als durch ihre Glückseligkeit und unsere Tugend.“ Iselin sollte die Verwirklichung dieses Traumes wie so vieler andern, die in seinem Werke ruhen, nicht mehr erleben. Aber er war doch einer der großen Regeneratoren des versumpften schweizerischen Staatswesens; schon 1760 nennt ihn Gottlieb Emanuel Haller „le génie le plus éclairé de la Suisse.“

Ich muß leider auf eine eingehende Behandlung dieses geistvollen Buches, das er in so kurzer Zeit wie durch eine höhere Eingebung niedergeschrieben hatte, hier verzichten, will aber wenigstens auf seinen schönen Aufsatz über die „Auferziehung“, der auch heute noch ein aktuelles Interesse besitzt, aufmerksam machen. Iselin hat später sein Erstlingswerk, das auch noch eine dritte Auflage erlebte, nicht mehr mit so günstigen Augen betrachtet wie damals, als er es am 5. April 1755 frisch von der Presse weg in seinem Rebgütlein vor dem Riehentore „mit dem Vergnügen eines Autors, der sich selbst liest,“ hastig durchging. Zwanzig Jahre später schrieb er in der Vorrede des 1776 in Basel bei Johannes Schweighauser unter dem einfachen Titel: „Träume eines Menschenfreundes“ gänzlich umgearbeiteten Werkes: „Dasjenige, was ich vor zwanzig Jahren unter dem Titel „Philosophische und Patriotische Träume eines Menschenfreundes“ habe drucken lassen, und dasjenige, so ich dormalen mit der Überschrift „Träume eines Menschenfreundes“ herausgebe, sind, obwohl sie in der Absicht miteinander übereinstimmen, zwei ganz verschiedene Dinge. Jenes sind Empfindungen eines Jünglings, welche zu der Zeit, da sie erschienen, von einigem Nutzen für diejenigen sein konnten, denen sie bestimmt waren. Nun würde eine wiederholte Auflage davon ganz überflüssig sein. Sie sollen also billig in die Vergessenheit fallen, welcher unzählige Schriften ihrer Art zum Raube geworden sind.“ Iselin ist bekanntlich nicht der einzige Schriftsteller, der seine Jugendarbeiten später geringschätzig beurteilt hat. In Basel wurden die „Träume“ nicht besonders günstig aufgenommen; selbst seine besten Freunde: Frey und Wolleb hatten daran allerlei auszusetzen, namentlich an seinem Artikel über die Ungleichheit der Stände und über die Handelschaft. Der „Oncle Oberst“ verhielt sich reserviert, lobte jedoch die gute Schreibweise. Ähnlich lauteten die Stimmen von auswärts. Immerhin hatte jedermann das Gefühl, daß man es mit einem bedeutenden Kopfe zu tun habe.

Man fing schon an, ihn mit Haller und Rousseau als die bedeutendsten Schriftsteller der Schweiz zu nennen. Am beachtenswertesten scheint mir das Urteil des Philosophen Moses Mendelssohn im 143. Litteraturbrief, datiert vom 5. Februar 1761, wo er schreibt: „Sie fragen, welches denn die schweizerischen Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten? Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genannt zu haben, welche in diesem Felde unter uns die ersten Früchte gezogen. Die „philosophischen und patriotischen Träume“ des Erstern und der „Nationalstolz“ des Letztern verdienen den Beifall vollkommen, welchen sie durchgehends gefunden haben.“

Nach Beendigung seiner „Träume“ erwarb sich Iselin endlich am 25. April 1755 ohne großes Aufsehen seinen juristischen Doktorgrad. Er notiert ganz trocken: „Im Untern Collegio, wo ich von Dr. Nic. Bernoulli zum Doktor promoviert wurde.“

XVI.

Am 10. Juli 1755, nachdem er noch am 2. Juli die Freude erlebte, zum Ehegerichtsherrn erwählt zu werden, unternahm Iselin mit seiner geliebten Frau Mutter und dem „Oncle Oberst“ eine Reise nach Baden zu einem längern Kurgebrauch. Alle drei hatten einen Ausspann nötig. Iselin hatte dabei noch die Hoffnung, der „kleinen Schwarzen“ vom vorigen Jahr oder sonst einer artigen Zürcherin zu begegnen; denn nunmehr war er entschlossen, nur eine Zürcherin zu heiraten. Die kleine Schwarze, die liebenswürdige Rüngolt Landolt, traf er zwar nicht, aber als Ersatz eine nicht minder liebenswürdige Zürcherin, namens Anna Hottinger, die noch den Vorzug hatte, daß sie nicht nur reich an Tugend war, wie die Landolt, sondern auch Aussicht auf ansehnliche Geldmittel hatte, was bei Iselin durchaus nicht als Nebensache galt. Selbst die gestrenge Frau Mutter sah deshalb dem sich nun entwickelnden „Roman“, den Iselin in seinem Tagebuch mit großer Weitläufigkeit ausmalt, mit ziemlich freundlichen Augen zu; auch der „Oncle Oberst“ sagte nichts dazu, weil er dachte, es sei wieder eine der bekannten Spielereien seines verliebten Neffen. Anders aber wurde für ihn die Sache, als er, nach Basel zurückgekehrt, von den noch Zurückgebliebenen über den Ernst dieser Sache aufgeklärt und um seine Beistimmung ersucht wurde. Da kamen die beiden aber übel an. Wutentbrannt, auch noch vom Podagra gequält, griff er zur Feder und sagte ihnen, der Schwester auf Deutsch, dem Neffen auf Französisch gehörig die Meinung über die Narrheit, eine Fremde (denn als solche galt in Basel eine Zürcherin) zu heiraten. Der Schwester warf er ihre blinde und unüberlegte Liebe zu ihrem Sohne vor. „Du bist schwach und sagst zu allem, was er dir vorschwaßt, ja, anplaz daß du in billigen Fällen deine mütterliche Autorität walten und, wann er mit unbesonnenen Narrheiten kommt, sogleich platterdingen nein sagen solltest und nicht nur allzeit die Last mir auf dem Hals lassen.“

Noch deutlicher und kräftiger schrieb er natürlich dem Neffen. In beweglichen Worten schilderte er ihm die traurige Lage einer Fremden in Basel und die Nachteile einer Ehe mit einer solchen, wie er es an sich selbst erfahren. „Avec les biens que vous aurez et qu'elle peut avoir, vous serez un gueux et méprisé ici. J'ai voulu me marier pour être riche, et je n'ai pas regardé la famille. Je n'ai point eu l'argent sur lequel j'ai compté, et suis resté dans la bourbe. Sans appui et parents avec tous les talents imaginables on reste là, je m'en aperçois bien. Je vous le dis franchement: si vous persistez dans cette idée, il faudrait tâcher de m'en consoler, mais dès le moment je prendrai congé de vous pour toujours, et je quitterai votre personne à ne plus vous voir ni à vous parler de ma vie. Ça me fera bien de la peine et précipitera, par le chagrin que vous me causerez, ma mort; ainsi vous ferez descendre mes cheveux gris avec amertume au tombeau.“ Der Onkel kannte seinen Neffen: soweit wollte es dieser nicht kommen lassen. Er schrieb zwar noch der Jungfer Hottinger einen verbindlichen Brief; aber diese und ihre Familie waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Schon am 30. August 1755 gab sie ihm von Zürich aus in einem nicht minder höflichen Schreiben zu verstehen, daß sie aus Rücksicht auf ihre liebe Mama Zürich niemals verlassen werde. Damit war die Geschichte aus und der Onkel versöhnt. Die Jungfer Hottinger aber heiratete später einen braven Landpfarrer. Iselin wollte nun ledig bleiben, was seine gute Mutter recht traurig stimmte. Aber das letzte Wort war noch nicht gesprochen.

XVII.

Zunächst galt es nun, sein neues Amt als Sechser und Grobvat aktiv auszuüben. Sein Recht dazu erwarb er sich durch Bezahlung von 200 Basler Pfund an den Seckelmeister der Bärenzunft, Dietrich Forkart, die er ihm am 1. September 1755 zusandte. Eben an diesem Tage, einem Montag, erschien Iselin zum erstenmal im Basler Großen Rat und hielt auch sogleich seine Jungfernrede, als

bei der Umfrage die Reihe an ihn kam. Es war eine unbedeutende Sache, aber sie bot Iselin Gelegenheit, gleich im Anfang seiner politischen Laufbahn denjenigen prinzipiellen Standpunkt zu betonen, dem er als Ratschreiber stets mit soviel Mut, Einsicht und Klugheit Nachachtung zu verschaffen suchte: nämlich vor allem die Ehre des Standes Basel im Auge zu behalten, wie ich dies als Beispiel in meinem Artikel über das „Sprengische Geschäft“ im Basler Jahrbuch 1922 dargelegt habe. Es handelte sich im Großen Rat um die Genehmigung eines Schreibens der Basler Regierung an den Landvogt und das Oberamt in Lörrach betreffs Streitigkeiten über das Weiler Wuhr. Iselin war zwar mit der Abfassung des Schreibens einverstanden, gab aber den Gnädigen Herrn und Obern zu bedenken, ob es anständig sei, daß sie als der Souverän sich mit einem untergeordneten Gerichte und einem Landvogt in solche advokatenmäßige Gezänke einließen. „Ich sehe es als etwas an, das der Ehre und dem Ansehen unsres Standes zuwider und zu niedrig ist. Die Auffsührung des Landvogts und des Oberamtes verdienen daneben so viele Achtung von Meinen Gnädigen Herrn nicht. Ich bin also der Meinung, man sollte den Landvogt über diese Sache keiner Antwort würdigen, die Korrespondenz darüber mit dem Oberamt aufheben und abwarten, was vom Hof für Antwort über die Hauptsache komme und alsdenn erst über dieses einen Entschluß fassen.“

„Diese Meinung wurde hernach fast von jedermann befolget. Alle von der Zunft zu Weinleuten fielen mir gleich bei, von der Zunft zu Safran auch, sogar Samuel Burkard. Münch [später Dreierherr, einer der besten Freunde Iselins, Mitbegründer der Gemeinnützigen Gesellschaft] von der Zunft zu Becken wiederholte alles, was ich gesagt, mit ziemlichem Nachdrucke. Er redt wohl und nicht ohne Stärke. Als man abmehrte, ob denn dieser Brief abgehen soll oder nicht, waren 27 Stimmen für die erstere und 77 für die letztere Meinung; also hatte ich die Ehre das erstemal, da ich im Großen Rate den Mund aufgetan, die Meinung zu eröffnen, die bei 50 Stimmen das Mehr gehabt.

Ich gestehe, daß dieses mir nicht wenig Vergnügen gemacht und meiner Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt. Ich denke auch, dieses kann bei vielen einen Eindruck zu meinem Vorteile gemacht haben, insonderheit da diese Meinung nach dem Geschmacke der Gemeinen gewesen und auch auf keine Weise den Vornehmen sonderlich mißfallen hat.“ Nach 14 Tagen (ordentliche Sitzungen jeweilen am Montag) war wieder Großer Rat. Iselin machte sich wiederum bemerkbar, und zwar durch einige scharfe Bemerkungen gegen Hauser, den Führer der demokratischen Partei, der sich gegen den Präsidenten des Großen Rates, den ehrwürdigen Oberstzunftmeister Fäsch, insolent benommen hatte. Über die Sitzung vom 6. Oktober 1755 berichtet er: „Im Großen Rate. Erstaunlicher polnischer Reichstag. Welch eine Unordnung herrschet nicht in dieser Versammlung! Ich habe wegen der Verbesserung der Brotlaube, obgleich die Sache gerecht war, etwas unklug geplaudert; doch da jedermann in diesem Stücke wider die Beckenzunft gewesen, so kann es mir nicht viel schaden.“ Am 20. Oktober: „Ich ließ alle Anzüge und Umfragen vorbeigehen, ohne etwas zu sagen; allein da die Rede von der Bestellung der Kirchendienste war, redte ich ziemlich nachdrücklich von den ärgerlichen Versetzungen der Geistlichen von einer Kirche zu der andern, die bloß aus Eigennuß derselben geschehen und von der Ungerechtigkeit, daß die jüngsten Kandidaten den ältern und würdigern vorgezogen würden. Benedict Stähelin griff mich über das, was ich von der Versetzung der Geistlichen gesagt, ziemlich hart an und verteidigte Hrn. Pfarrer Burcard von Benken, als ob ich denselben angegriffen hätte. Ich antwortete ihm aber ebenso derbe und bezeugte dabei, wie es auch war, daß ich nicht einmal an Burcard gedacht hatte.“ Am 3. November verhielt er sich still, ebenso am 17. In der Sitzung vom 1. Dezember 1755 sprach man vom Fruchtwesen, ein Haupttraktandum in den Basler Klein- und Großratsverhandlungen. Iselin riet zur Einführung der Fruchtbarre nach den Vorschlägen des Genfers Du Hamel; allein er wurde ausgelacht, und als er von der Verbesserung des Ackerbaus nach dem Beispiel der Engländer redete, hieß es, sie wären keine Engländer. „Der Himmel weiß es, daß wir keine sind!“ Über die Sitzung

vom 15. Dezember notiert er nur: „Viel wurde geredt und wenig richtig gemacht.“ Am 29. Dezember war keine Sitzung. Am 5. Januar 1756 machte Iselin einen Anzug auf Abschaffung des Wahleids, gegen dessen Mißbrauch er im Verein mit seinem Freunde Wolleb in einem anonymen Aufruf an die Bürgerschaft mannhaft aufgetreten war. Dieser führt den Titel: Aufrichtige und wohlmeinende Warnungen wegen dem Wahl-Eyde von Eleuterophilus. 1755. Am 19. Januar 1756 sprach Iselin zum letztenmal im Großen Rat, denn als Ratschreiber durfte er weder mitreden noch mitstimmen. In Zukunft war er bei der Verwirklichung seiner Reformpläne zum Wohl seiner Vaterstadt auf einige getreue Freunde und Parteigenossen, wie den obgenannten Dreierherrschen Münch und, was noch mehr galt, auf seine scharfgeschnittene Kiehfeder angewiesen. Ich will auch nicht vergessen nachzutragen, daß Iselin in der Zeit, da er im Großen Rat so schöne rednerische Erfolge erzielte, in kurzer Zwischenfolge, vom Los auffallend begünstigt, zu zwei ansehnlichen, wenn auch nicht sehr lukrativen Ämtern gelangte: am 27. Dezember 1755 wurde er Gerichtsherr am Stadtgericht Großbasels und am 19. Januar 1756 Rechenrat. Nach seiner Wahl zum Ratschreiber mußte Iselin auf diese beiden Ämter wie auch auf das schon früher erworbene Ehrenamt eines Ehegerichtsherrn verzichten.

XVIII.

Wir gelangen nun zum Abschluß der Jugendjahre Iselins: zu seiner Wahl zum Basler Ratschreiber und der damit zusammenhängenden Heirat mit Helena Forkart.

Am 23. Dezember 1755 starb der Basler Ratschreiber Hans Balthasar Burckhardt (1693–1755), nicht eben eine bedeutende Persönlichkeit, aber ein gewissenhafter Beamter, der die Stufenleiter der Basler Kanzlei vom Accedent bis zum Ratschreiber im Laufe langer Jahre erklimmen hatte. Im Jahre 1739 wurde er an Stelle des erkrankten Gernler sogenannter designierter und nach dessen Tode 1744 definitiver Ratschreiber. Burckhardt erwarb sich ein besonderes Verdienst um die so schwierige Holzversorgung Basels und machte deshalb für den Staat beschwerliche Reisen in Kriegs- und harter Winterzeit nach St. Blasien und andern Orten im Schwarzwald. Wenn es nach altem Brauch gegangen wäre, so hätte ohne Zweifel der Ratssubstitut Daniel Bruckner, der gelehrte Verfasser der „Beschreibung der Landschaft Basel“ diese Stelle erhalten. Auch er hatte von der Pike auf an der Kanzlei gedient und besaß die für dieses Amt so notwendige Routine im höchsten Grade. Allein nun sollte die Ratschreiberwahl nach dem Losverfahren vom Jahre 1740 vorgenommen werden, d. h. die Stelle mußte ausgeschrieben und unter den dazu berechtigten Angemeldeten vom Großen Rat nach einem höchst komplizierten Wahlverfahren eine Auswahl von sechs Kandidaten getroffen werden. Endgültig hatte dann das Los, welches von den beiden Oberstzunftmeistern (Battier und Fäsch) hinter einem Vorhang in Anwesenheit des gesamten versammelten Großen Rates vorzunehmen war, zu entscheiden. Eine Beeinflussung oder selbst eine Bestechung war bei diesem Wahlverfahren, wenigstens bis zum Los, keineswegs ausgeschlossen und wurde auch öfters praktiziert und so auch diesmal.

Das Amt eines Ratschreibers war neben dem des Stadtschreibers Großbasels das gesuchteste der Basler Republik, namentlich wegen seiner guten Bezahlung. An Geld allein brachte es zirka 1100 Basler Pfund, während die höchste Besoldung oder Kompetenz, wie man damals sagte, eines Universitätsprofessors nicht mehr als 300 Pfund Geldes eintrug. Dazu kamen noch außer sechs Klafter Buchenholz und 600 Wellen einige recht leckere oder doch schmackhafte Sachen: Promotionswecken, Anteil am ersten Haufen Salmen, zwölf Nasen ab der Birz, vier Paar Hahnen von Liestal, zwei Martinsgänse von Farnsburg. Wer hätte da nicht Basler Ratschreiber werden wollen! Aber es war dafür ein recht beschwerlicher und verantwortungsvoller Posten, der die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch nahm und ihm wenig Zeit zu Nebenbeschäftigungen und Liebhabereien ließ. Nicht nur

hatte er die oft sehr weitschweifigen Protokolle des Großen, Kleinen und Geheimen Rates und verschiedener Kollegien abzufassen, nicht nur gab es unendlich viele Schreibereien mit einzelnen Personen, Korporationen, Zünften, fremden Kanzleien und Staaten, sondern er mußte auch umfangreiche Gutachten oder Bedenken, Memoriale u. dergl. über die wichtigsten Interessen des Staates abfassen, die eine gründliche Einsicht in die Staatsgesetze voraussetzten. Endlich gab es damals eine in bestimmte Formen gegossene Kanzleisprache, die man auch nicht von heute auf morgen erlernen konnte. Über alle diese Mühe und Arbeit hat Iselin später genug geseufzt und sich mit einem Galeerensträfling verglichen; aber er sagte sich: Vous l'avez voulu, George Dandin.

Die Wahl des neuen Ratsschreibers durch den Großen Rat wurde auf den 22. Januar 1756 angesetzt. Als Iselin am Abend des 23. Dezembers 1755 mit der Nachricht von dem Tode des Ratsschreibers Burchardt nach Hause kam, setzte dieses seine Mutter in starke Bewegung. „Sie meinte,“ notierte Iselin in sein Tagebuch, „ich sollte trachten die Forcard zu kriegen, um in die Wahl zu kommen, und das eben mißfällt mir, obgleich ich viele Hochachtung für diese Person habe.“ Diese Gesinnung begreifen wir von dem Verfasser des „Rechtsschaffnen“.

Es sollte ihm jedoch noch ganz anders zugeseht werden. Vorerst aber wollen wir die „Forcard“ und Iselins bisherige Beziehungen zu ihr und ihrer Familie ein wenig kennen lernen. Helena Forkart, geboren den 27. Februar 1740, war das älteste Kind Dietrich Forkarts, des Stadt- und Gerichtsschreibers Kleinbasels und seiner Gattin Anna Maria Fäsch, Tochter des Oberstzunftmeisters Johann Rudolf Fäsch (1680—1762). Sie wurde schon mit zwölf Jahren die Braut des jungen Kaufmanns J. J. Thurneyßen. Diese etwas frühzeitige Verlobung wurde jedoch schon im Jahre darauf vom Ehegericht aufgehoben und der ungalante Bräutigam wegen bubenhaften Benehmens zu 100 Taler Buße und 400 neuen Dublonen oder Louisdor Entschädigung an die resolute „Jungfer Stadtschreiber“ verurteilt. Dieses honorable Schmerzensgeld diente ihr dann als Grundstock ihres Heiratsgutes.

Iselin sah sie öfters in dem 1752 gegründeten Mittwochskonzert, wo sie gelegentlich mitsang. Er kam auch einige Male, wie wir gehört haben, in das Haus ihres Vaters, ohne jedoch die kleine Schöne zu sehen oder gar zu sprechen. So am 6. Dezember 1754, um dem Stadtschreiber für die ihm gegebene Stimme bei seiner Sechserwahl zu danken. Er wurde von ihm und seiner Frau sehr wohl aufgenommen. „Sie scheint eine überaus verdienstvolle Frau zu sein.“ Einige Tage später notiert er bereits in sein Tagebuch: „In der ganzen Stadt [Basel hatte damals 12 000 Einwohner] ergeht das Gerücht, daß ich mit der Jungfer Forcard versprochen sei. Ich mag es wohl leiden.“ Der Roman entwickelt sich.

Nach der Rückkehr von Baden wurde nun die Heiratsfrage des „cher fils“ für die Familie brennend. Es verging kaum ein Tag, daß man ihm nicht mit immer neuen Heiratsvorschlägen zusetzte; auch von der Forkart war die Rede. Er denkt nun öfters an sie. Am 1. Dezember 1755 notiert er: „Diese Jungfer Forcard leuchtet mir, wie mehr ich die Sache überlege, immer mehr ein, und ich möchte nur eine Gelegenheit haben, ihre Bekanntschaft zu machen.“ Am 7. Dezember 1755 war Iselin wieder im „Großen Colmar“: „Ich sah die Jungfer Forcard nur ein wenig. Sie leuchtet mir ziemlich ein. Sie ist artig, so bescheiden. Ihre Frau Mutter ist auch eine recht würdige Frau. Diese Leute sind nicht so prächtig, als ich mir ehemals vorgestellt habe, und mich deucht eine vernünftige Sparsamkeit sei eine ihnen eben nicht so unbekannte Sache.“ In diesem Ton geht es weiter. Man sieht, Iselin war auf dem besten Wege, hier sein Glück zu machen. Es brauchte dazu nur, wie wir ihn nun kennen, eines Anstoßes von außen. Den bekam er am 24. Dezember 1755 von seinem „Oncle Oberst“, der ihn aufforderte, zu Stadtschreiber Forkart zu gehen und ihm wegen seiner Tochter den Vorschlag zu machen, diese zu heiraten, wenn er ihm ins Senarium (in die Sechserwahl) verhelfe. Iselin wollte natürlich von einem solchen gemeinen Handel nichts wissen, bat auch den Onkel, nicht zu

Forkart wegen dieser Sache zu gehen, wie er ihm gedroht hatte. Das tat er dann allerdings nicht, aber er bat doch jemand unter der Hand, mit Forkart zu reden. Iselin war auch damit nicht einverstanden, aber er ließ der Sache ihren Lauf. „Ich will mich darein ergeben, was immer erfolgt. Der Himmel gebe, was mir gut ist.“ Der Onkel hielt ihn aber immer auf dem Laufenden. So erfuhr er denn am 29. Dezember, daß eine Art Abkommen getroffen wurde. „Nun ist das Dings mit der Forcard insoweit richtig. Man wird sich von ihrer Seite meiner annehmen. Werde ich Ratschreiber, so läßt man mir die Freiheit, wie man die Güte hat, sich auszudrücken, die Jungfer zu heiraten oder nicht. Man hat nicht die geringste Schwierigkeit gemacht, dieses zuzusagen. Es hieß, man halte es für eine Ehre und ein Glück. Werde ich es nicht, so bin ich wieder frei. So wenig ich, da diese Sache noch von mir abgehängt, mich entschließen können, insonderheit da ich eine abschlägige Antwort gefürchtet, so sehr bin ich nun damit zufrieden. Dieses Frauenzimmer leuchtet mir einmal unter allen Partien, die mir anständig sein, am besten ein, und ich würde sie ohne Bedenken der Roschet [eine Geldpartie] vorziehen, wenn diese sich mir anböte.“ Nun aber rückte der große Entscheidungstag, der 22. Januar 1756, immer näher heran, und mit jedem Tag schwand Iselins Zuversicht auf einen ihm günstigen Ausgang, ganz abgesehen vom Loß. Nicht weniger als 18 Bewerber, darunter hervorragende erfahrene Leute, wie sein Freund Wolleb, mit denen er kaum konkurrieren konnte, hatten sich für die Stelle gemeldet. Es bemächtigte sich seiner eine Art philosophischer Gleichgültigkeit, die man gewöhnlich Wurstigkeit nennt, welcher er in seinem Tagebuch beredten Ausdruck verleiht. So schreibt er am 3. Januar 1756: „Ich weiß nicht, alleine ich bin wegen dieser Ratschreiberstelle so ruhig, ich bin so wenig darum bekümmert, ich mache mir so wenig daraus; ich wäre lieber Ratsherr. Meine Mutter hingegen ist erstaunlich unruhig. Die Sache wird bald entschieden sein. Mich deucht allezeit, ich müsse noch ein Haupt [eines der vier „Häupter“ der Regierung] werden. Der Himmel gebe mir, was mir gut ist.“ Erst am 5. Januar 1756 ließ er sich auf der Kanzlei in die Liste der Prätendenten einschreiben. Am 10. Januar notiert er: „Dieses Ratschreibertum ist mir bald verleidet. O wie wenig bin ich für diese republikanischen Künste gemacht.“ Am 11. Januar machte er den Entwurf einer kleinen Rede, die er bei Anhaltung um die Ratschreiberstelle vor dem Großen Rat zu halten gedachte. Sie ist den „Freimütigen Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt“ angefügt. Es sind ungefähr dieselben Gedanken, die er in seinem „Patriotischen Redner“ entwickelt. Ich will wenigstens den ersten Abschnitt hier anführen. „Ich bin überzeuge, daß Religion, Gottesfurcht und Sitten die besten und sichersten Stützen eines Staates sein. Ich glaube, die Liebe des Vaterlandes ist die erste Pflicht eines Bürgers und die Freiheit das erste Gut desselben, und die Obrigkeit soll im Befehlen, wie der Bürger im Gehorchen, dieselben immer vor Augen haben. Ich halte die Gleichheit der Bürger für den heiligsten Grundstein eines Staates wie der Unsrigen und die darauf gegründeten Gesetze für unverletzliche Pfänder unsers Wohlstandes und unsrer Einigkeit.“ Noch am Tage vor der Wahl notierte er: „Ich muß gestehn, dieses Ratschreibertum liegt mir so sehr nicht am Herzen, als es sollte. Ich möchte einmal lieber Ratsherr sein. Ich darf vor den Leuten mich so gleichgiltig nicht zeigen, als ich es bin, und vielleicht tue ich des Gegenteils zu viel. Meine Rede für morgen recht auswendig gelernet. Wenn sie doch nur schon abgeschossen wäre.“

Nun sind wir bei dem großen Tag der Entscheidung über Iselins zukünftiges Schicksal angelangt. Es war wie schon gesagt der 22. Januar 1756, ein Donnerstag. Iselin hat den Verlauf desselben in seinem Tagebuch mit der ihm eigenen Anschaulichkeit dargestellt. Es ist eines der wichtigsten Dokumente seines Lebens und verdient deshalb unsere besondere Beachtung. Er schreibt: „Vor dem Großen Rate. Ich hielt meine Rede, aber nicht mit vieler Annehmlichkeit, noch mit sonderbarem Nachdrucke, und mich deucht, sie war wegen den darin enthaltenen Maximen nicht nach dem Geschmack der Menge. Ich war den ganzen Morgen ganz aufgeräumt und ruhig und von einem so freien

Gemüte, als man einmal sein kann. Schultheiß Merian war der erste, Dr. Iselin der andere und ich der dritte in der Wahl. Die Zeit wurde mir bis dahin nicht lange und auch nicht während den drei andern Wahlen bis zum Entscheide. Sarasin [der spätere Bürgermeister] war in der vierten, Oberstmeister Burcard in der fünften und Gerichtsherr Christ in der sechsten Stelle. Im Hineingehen und beim Ziehen war mir im Geringsten nicht bange. Ich war schon lange gefasset, die Sache mißlingen zu sehen und stellte mir verschiedene Entschädigungen von einem solchen bloßen Scheinglücke vor.

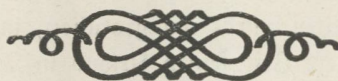
Als Oberstzunftmeister Fäsch meinen Namen las, war ich ganz ruhig und sah den damit herauskommenden Zettel für weiß an. Als aber Oberstzunftmeister Battier darauf „Ratschreiber“ las, ward ich ganz bestürzt und blaß. Ich mußte darauf dem Großen Rat gleich meinen Eid wegen meinen denselben betreffende Pflichten und einigen andern Punkten leisten. Die Stadtboten begleiteten mich nach meiner Erwählung nach Haus. Mich deucht, das Publikum war über meine Erwählung nicht unzufrieden.“ Am 24. Januar notierte er: „Wie mehr ich mein Glücke überdenke, desto minder finde ich mich darein: so schnell, so schleunig, für meine Umstände so groß. Gott gebe, daß ich mich darinne weißlich aufführe, und was mir mein lieber würdiger Lehrer [Birr] gestern gewünscht: Deus tibi hanc fortunam fortunet et propriam stabilemque reddat.

Es liegt mir immer im Sinn, was mir Professor Rahle gesagt, als ich zu Göttingen von ihm Abschied nahm: „Ich sehe es Ihnen an Ihrer Physiognomie an, mein lieber Herr Iselin — denn er glaubte sich auf die Physiognomie zu verstehen — Sie werden glücklich sein. Tugend und Fleiß bleiben zuletzt nicht unbelohnt.“ Von allen Seiten wurde ihm gratuliert, insbesondere von seinem Herzensfreund Joh. Rud. Frey, der wieder für längere Zeit seinen Urlaub in Basel zubrachte. Im Publikum ging das Gerede, er sei nur mit Hilfe des Forkartischen und Fäschischen Anhangs ins Senarium gekommen und müsse aus Erkenntlichkeit die Forkart heiraten. Wie es in dieser Beziehung mit seiner Wahl stand, ist schwer darzulegen. Nach dem Großratsprotokoll vom 21. Januar kam Isaaß Iselin mit 4 von 19 Stimmen in der dritten Klasse ins Senarium. Es ist natürlich anzunehmen, daß er auch in den übrigen fünf Klassen Stimmen hatte, aber es bleibt doch immer eine Merkwürdigkeit, daß Iselin, vom Los begünstigt, mit 4 von 117 Stimmen Basler Ratschreiber werden konnte. Bei einer derartigen Zufallswahl, wogegen uns der Proporz ideal erscheint, kann doch von einer Wahlbeeinflussung kaum die Rede sein. Immerhin hielt sich Iselin als Ehrenmann verpflichtet, die Jungfer Forkart zu heiraten. Wie es ihm aber dabei nun zu Mute war, erfahren wir aus seiner Unterredung mit dem Oberstzunftmeister Fäsch, dem er wie den übrigen Häuptern der Basler Republik, noch am gleichen Tage seiner Wahl die pflichtschuldige Aufwartung machte. „Fäsch gab sich schon ein gewisses Gewicht über mich, das er wird ins künftige behaupten und schwerer werden lassen wollen. Er sieht mich als einen jungen Menschen an, den er nach seinen Maximen bilden will, und ich habe meine Grundsätze, die ich ihm gewiß nicht aufopfern werde; er mag sie Träume nennen wollen. Wenn ich mir seine Großtochter nicht von einem ganz andern Charakter vorstellte, so hätte ich wenig Lust zu diesem so artigen Mägdgen. Herr Oberstzunftmeister sagte, man müsse nun eine Zeitlang warten von diesen Sachen zu reden, bis das Gerede des Publikums verrauchet sei. Ich habe nichts dawider.“ Am so mehr pressierte es dem „Oncle Oberst“, der nun die Sache energisch an die Hand nahm und zu einem glücklichen Ende führte. Schon am 29. Januar, acht Tage nach seiner Wahl zum Ratschreiber, hatte Iselin eine Unterredung mit dem artigen, noch nicht ganz 16 Jahre alten „Mägdgen“ im Hause des Stadtschreibers Forkart. „Wie bescheiden nahm sie nicht meinen Antrag auf. Sie sagte, sie hätte gewünscht, mich zu sprechen, ehe sie ihr Jawort geben wolle. Sie hoffe, ich würde es nicht übel nehmen. Sie hoffe, ich tue diesen Antrag nicht bloß aus Erkenntlichkeit und ohne eine besondere Zuneigung zu ihr. Sie versichre mich, sie habe von Seiten ihrer Verwandten ihre völlige Freiheit. Sie nehme meinen Antrag mit Vergnügen an und dies aus Zuneigung. Sie werde trachten, ihr Möglichstes zu meiner Glückseligkeit beizutragen.

Ich versicherte sie, daß der Tag von vor acht Tagen glücklich für mich gewesen, alleine daß ich diesen für den glücklichsten in meinem Leben halte, und daß ich mich immer bestreben werde, meines Glückes mich dadurch würdig zu machen, daß ich alle meine Handlungen einrichten werde, ihr Leben angenehm zu machen.

Welch ein Abend war dieses nicht! Gerechter Gott! ich kann dir nicht genug für deine Güte danken; du bekrönest alle Guttaten, die du mir getan, mit der größten, die ein Mensch von dir erhalten kann: mit der liebeichsten Gemahlin von der Welt, mit einem Mägdgen, desgleichen es keines oder zum mindesten sehr wenige gibt. Gib mir auch, eines solchen Glückes würdig zu werden. Ja, die allerbenedigste Forcard wird mir eine Freundin und Frowe sein."

Die Hochzeit fand am 29. März 1756 im „Schlüssel“ statt. „Sturm, Regen, Kälte, erstaunlich unannehmliches Wetter; indessen ist mir dennoch dieser Tag der vollkommenste, der schönste meines Lebens. Der Himmel segne denselben. Amen."



3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

- *XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
- *XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz von 1798—1799.
- *XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *L. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
- *LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
- *LII. 1874. (Heyne, M.) Über die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
- *LIII. 1875. (Stähelin, N.) Karl Rudolf Hagenbach.
- *LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
- *LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
- *LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
- *LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813—1814.
- *LVIII. 1880. (Burchardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
- *LIX. 1881. (Burchardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs.
- *LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Osterreich. 1445—1449.
- LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
- *LXIII. 1885. (Voos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
- LXIV. 1886. (Burchardt, Achilles.) Hans Holbein.
- LXV. 1887. (Burchardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
- LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
- LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
- LXVIII. 1890. (Burchardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
- LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
- LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
- LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
- LXXII. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
- LXXIII. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- LXXIV. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
- LXXV. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
- LXXVI. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
- LXXVII. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- LXXVIII. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
- *LXXIX. 1901. (Burchardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
- LXXX. 1902. (Holzsch, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
- LXXXI. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
- LXXXII. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
- LXXXIII. 1905. (Vischer, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration 1814—1830. I. Die Jahre 1814 und 1815.
- LXXXIV. 1906. (Vischer, Wilhelm.) Dasselbe II. Die Zeit von 1815—1830.
- *LXXXV. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
- LXXXVI. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- LXXXVII. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
- LXXXVIII. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Vierter Teil.
- LXXXIX. 1911. (Vischer, Wilhelm.) Die Basler Universität seit ihrer Gründung.
- LXXXX. 1912. (Burchardt, Paul.) Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833—1848.
- *LXXXXI. 1913. (Burchardt, Paul.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *LXXXXII. 1914. (Burchardt, Paul.) Dasselbe. Dritter Teil.
- *LXXXXIII. 1915. (Barth, Paul.) Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
- LXXXXIV. 1916. (Schaub, Emil.) Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert.
- LXXXXV. 1917. (Burchardt, August.) Basler in fremden Diensten.
- *LXXXXVI. 1918. (Rölner, Paul.) Die Basler Rheinschiffahrt.
- LXXXXVII. 1919. (Burchardt, August.) Bürgerschaft und Regiment im alten Basel.
- LXXXXVIII. 1920. (Senny, Ernst.) Theodor Meyer-Merian. Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.
- LXXXXIX. 1921. (Barth, Wilhelm.) Basler Wandbilder. Ein Beitrag zum Verständnis zeitgenössischer Kunst.
- C. 1922. (Heusler, Andreas †.) Basels Gerichtswesen im Mittelalter.